

PAUL

HALLER

1882—1920

EIN LEBENSBIID

VERLAG DER STUENKUNST & GIEßEREI

Paul Haller 1882-1920

Paul Haller

1882-1920

Ein Lebensbild

von

Erwin Haller



Verlag H. R. Sauerländer & Co. Aarau
1931

Vorwort

Vor 10 Jahren, am 10. März 1920, starb der aargauische Mundartdichter Paul Haller. Gibt sein poetisches Lebenswerk dem Bruder das Recht, nach dieser Zeitspanne das Lebensbild des Verstorbenen der Öffentlichkeit vorzulegen? Ich glaube die Frage bejahen zu dürfen. Denn wenn sein Werk auch klein ist an Umfang, so ist es doch von bleibender Bedeutung für das geistige Bild unserer engern und weitem Heimat und für unsere Zeit.

Die wenigen Dichtungen, die Paul Hallers Namen tragen, sind heute noch so lebendig wie zur Zeit ihres Erscheinens. Noch steht die Verserzählung „s Jura-mareili“ unübertroffen da in ihrer realistischen Kraft, Schlichtheit und Gemühtiefe. Und das Schauspiel „Marie und Robert“ darf auch heute noch als die am tiefsten greifende dramatische Dichtung in schweizerischer Mundart angesprochen werden. — Auch die 1922 gedruckten, zum größten Teil hochdeutschen Gedichte bergen viel künstlerisch Wertvolles; zugleich aber sind sie ein ergreifendes menschliches Dokument. Von ihnen sagte Otto v. Greyerz in seiner Besprechung im Maiheft 1923 der schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur: „Seitdem Paul Hallers Gedichte fast 2 Jahre nach seinem Tode erschienen sind, glauben wir erst seinen Wert zu erkennen, seinen tiefen Künstlerernst vor allem. Auch er war einer der ewig Suchenden, nie mit sich

Zufriedenen. Zu wissen, daß er so Vollendetes und Bedeutendes wie seine „Gedichte“ schaffen konnte und sie doch nicht für gut genug hielt, erweckt Ehrfurcht vor dem Toten.“

So wage ich es, das schlichte Lebensbild des Menschen und Dichters zu zeichnen, wie es in der Erinnerung des mit ihm eng verbundenen Bruders lebt. Dabei lege ich weniger Gewicht auf Anekdotisches, als auf die Herausarbeitung der geistigen Entwicklungslinien. Die Grundlage für die Darstellung bildet, nebst der Erinnerung, zahlreiches briefliches Material, sodaß das Bild des Verstorbenen aus seinen eigenen Worten aufersteht. Ferner habe ich eine Anzahl ungedruckter Jugendgedichte in die Darstellung verwoben, die in diesem Zusammenhang am Platze sind als Stufen der Entwicklung.

Den Freunden, die durch Überlassung der in ihrem Besitz befindlichen Briefe oder durch mündliche Mitteilungen die Arbeit förderten und ergänzten, sowie dem Verleger, Herrn Sauerländer, sei für ihre Mithilfe herzlich gedankt.

Aarau, Sommer 1930.

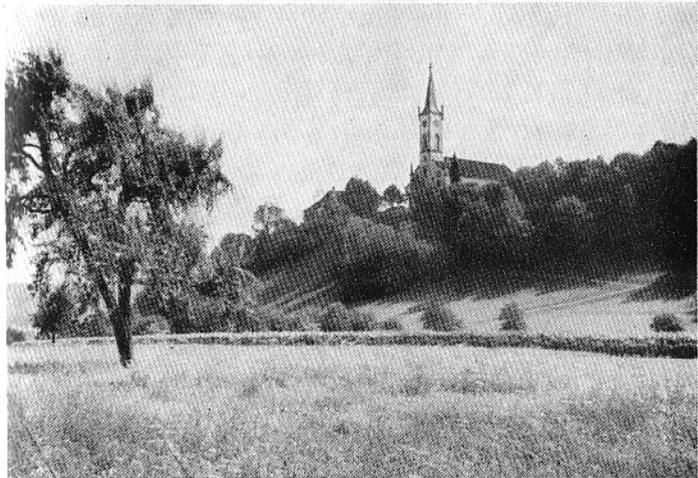
Erwin Haller.

Jugendzeit

„Droben auf des Berges Knien lag das Dörflein“, heißt es in Paul Hallers Gedicht „Das seltsame Sterben“. Das ist Klein, die Jugendheimat; oder besser Vorderrein, ein Weiler von nicht mehr als 10 Firsten. Weit hin sichtbar auf dem Vorsprung des Brugger Berges stand seit Jahrhunderten und steht heute noch die Kirche, wo die Bauern der umliegenden Dörfer Laufrohr, Stilli, Willigen, Rüfenach und Kemigen getauft, getraut und zu Grabe getragen wurden; denn wegen seiner beherrschenden Lage war Klein seit urdenklichen Zeiten der religiöse Mittelpunkt des Landes. Zwar ist es nicht mehr das alte, bescheidene, gotische Kirchlein, sondern ein neuer, anspruchsvollerer Bau, dem jenes im Jahre 1863 weichen mußte. Und neben der Kirche, hart am steil abfallenden Hang, steht das Pfarrhaus. Noch unter der Bernerherrschaft in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts erbaut, zählt es zu den stattlichsten und schönstegelegenen im Kanton Aargau. Ein mächtiger Kastanienbaum überschattet den terrassenartigen Platz vor dem Hause, von dem der Blick frei hinausschweift. Zu Füßen rauscht die Aare und wälzt ihre Wellen dem Rheine zu, vorbei an den grauen Mauerresten der Ruine Freudenu. Dahinter steigt der Hang der Afluh mit seinen mächtigen Kalkfelsbändern an. Links dehnt sich freies Feld, abgegrenzt vom Geißberg, von dessen kegelförmigem Ende einst die Burg Besserstein drohte. Nach Norden hin aber, über das Aaretal hinaus,

schließen die fernen Hügel des Schwarzwaldes die Aussicht ab, oft scharf umrissen, manchmal in bläulichem Duft verschwimmend. An einen weiten Blick in doppeltem Sinn gewöhnt sich, wer da oben seine Kindheit verlebt. Eng ist die nächste Umgebung, aber das Auge wandert hinaus; die Ferne lockt und weckt Sehnsucht nach der großen, geheimnisvollen Welt. Wie manchen warmen Sommerabend hat da Paul Haller als Kind und als junger Mann mit träumender Seele die große Stille und Ruhe der Landschaft in sich aufgenommen, dem Rauschen der Wellen aus dem tiefen Tale und dem letzten Gesang der Vögel lauschend. Auf der Bank vor dem Haus wartete er auf das Hereinbrechen der Dämmerung und das Verblaffen der Farben, auf das Hervortreten der Sterne. — Da sind die Wurzeln jener Naturvertrautheit zu suchen, die uns überall in seiner Dichtung entgegentritt.

Ein Herbstabend. Draußen herrscht Dämmerung. Aus den mit Eisenstäben vergitterten Fenstern der Pfarrküche blinkt freundlicher Lichterschein. Hinter den Scheiben sieht man die Magd sich geschäftig bewegen. Zwei kleine Jungen gehen eng umschlungen vor dem Hause auf und ab. Vor dem erleuchteten Fenster stehen sie manchmal still und werfen neugierige Blicke in die Küche, die, in Dampf gehüllt, geheimnisvoll wie ein Märchenhaus, ihren schwankenden Lichterschein in die Dämmerung hinaus wirft. Dann wandern die zwei Knirpse, von denen der eine etwa sechs, der andere neun Jahre zählen mag, wieder hin und her und fangen an, Verse zu schmieden:



Kirche in Mein



Pfarrhaus in Mein

„I dem Chuchifänsterli

Sind gar vil, vil Gspängsterli —“ reimt Paul, der ältere. Aber die Inspiration ist schon zu Ende, und der Schluß fällt ins alltägliche.

Wir zwei waren die jüngsten einer fünfköpfigen Geschwisterschar. Die beiden ältesten, Theodor und die einzige Schwester Marie, bildeten eine Gruppe für sich, wir drei jüngeren Brüder, Adolf, Paul, geb. 13. Juli 1882, und Erwin, eine zweite. Unter uns war Paul der Führer und Anreger zu allerlei Spiel und Beschäftigung. Das Pfarrgut und die nächste Umgebung boten einen idealen Spielraum. Da konnte man sich nach Herzenslust jagen und verstecken. Unsere Spiele waren vielfach mit Phantasie durchsetzt. Entweder waren wir, mit dem Federschmuck auf dem Kopf, mit Tomahawk und Skalpiermesser im Gürtel, die Helden der Prärie, denn Coopers Lederstrumpferzählungen hatten unsere Abenteuerlust mächtig angeregt. Oder wir fochten die homerischen Kämpfe eines Achilles, Hektor und Ajax aus, wenn wir nicht gar strahlende Götter des griechischen Olymps waren. Die antike Sagenwelt war uns wohlbekannt. Gustav Schwabs „Schönste Sagen des klassischen Altertums“ gehörten zu unserer geistigen Nahrung. Die aus Ruten geflochtene Hütte, die wir im Gebüsch unterhalb des Pfarrgartens heimlich errichtet hatten, war der Olymp, wo Götterrat gehalten wurde.

Aber auch bei Regenwetter langweilte man sich selten. Da gab es im Pfarrhaus selber einen mächtigen Dachboden mit verschiedenen Kammern und geheimnisvollen, düstern Winkeln. Eine gewaltige Schar Fledermäuse

bewohnte ihn, die tagsüber wie gedörrte Birnen in Reihen an den Balken hingen, des Abends aber das Haus in lautlosem Fluge umkreisten. Noch lieber aber war uns als Spielplatz die alte Pfarrscheune mit Stall und Tenne. Zwar wurde zu unserem Leidwesen keine Landwirtschaft mehr getrieben, wie unter dem Vorgänger unseres Vaters, und statt Kühen und Pferden gab es nur mehr Hühner zu füttern. Doch brachte in ertragreichen Jahren irgend ein Nachbar seinen Überfluß an Heu auf unsere Bühne. Hei, war das ein Fest! Wir sprangen von hoch oben, von den mächtigen Balken der „Oberte“ auf das duftende, federnde Heulager hinunter, oder gruben uns tiefe Gänge und Höhlen in den Heustock hinein. — In der Scheune setzten wir auch unsere Indianerspiele fort. Hier banden wir uns gegenseitig an den Marterpfahl, um unsere Standhaftigkeit zu erproben. Hier wurde auch Pauls erstes „Drama“ auf improvisierter Bühne in Szene gesetzt vor einem halben Duzend Zuschauer. Ein Mann in Todesangst bewegte sich auf der Szene mit den Worten: Wohin soll ich fliehen? Die Verfolger sind mir auf den Fersen!“ Und wirklich lauerte auch schon der Mörder im Hintergrund, einen großen Säbel in der Hand. Es war sehr schön und sehr blutrünstig.

Bei unsern Spielen war für Paul stets eines charakteristisch: er bevorzugte die Rolle des unterliegenden Helden. Diese Parteinahme für den Schwächern ist ihm eigen geblieben sein ganzes Leben hindurch. Nie scheute er sich, die Sache der Minderheit zu vertreten. Ja, er stand lieber in Opposition, teils aus angeborener

Diskutier- und Kampflust, teils aus dem Gefühl heraus, daß beim Schwächern immer, auch wenn er äußerlich im Unrecht ist, ein Stück Recht und Menschlichkeit vergewaltigt wird. — Oder war es vielleicht eine dumpfe Ahnung, daß auch er einmal zu den Unterliegenden gehören werde?

Eifrig pflegten wir auch, wie dies früher in abgelegenen Pfarrhäusern häufig der Fall war, das Schachspiel. Wollte man geruhig sein, so gab es nichts schöneres, als im Grase zu liegen und den Kampf auf den 64 Feldern auszufechten. Paul blieb Zeit seines Lebens ein eifriger Liebhaber desselben, und in jüngern Jahren versuchte er sich gelegentlich auch als Problemkomponist. Mehrere seiner Aufgaben wurden zwischen 1900 und 1910 in der Schweiz. Schachzeitung veröffentlicht. — Wie im Schach, war der Vater auch auf einem andern Gebiet unser Lehrmeister: in der Schwimmkunst. Schon von früh auf nahm er uns regelmäßig zum Baden mit; bald wuchsen wir unter seiner Leitung zu tüchtigen Schwimmern heran und überquerten später oft den breiten, reißenden Fluß zum Schrecken der ängstlichen Mutter, die unser fröhliches Jauchzen vor dem Hause hören konnte. —

Nicht alle Freizeit aber durfte zum Spielen verwendet werden; denn zu unserer Erziehung gehörte auch die Gewöhnung zur Mithilfe im Haushalt. Dazu kamen Botengänge und Einkäufe in den benachbarten Dörfern, ferner allerlei Hülfeleistungen in Hof und Garten. Und als wir größer wurden, gab es tüchtige Haufen Holz zu spalten und das angenehmere: Kirschen,

Zwetschgen, Birnen und Apfel zu pflücken. — War das ein Glück, auf den großen Kirschbäumen herum zu klettern, wo einem die süßen Früchte fast in den Mund wachsen! In guten Jahren warf der ausgedehnte Baumgarten einen wahren Fruchtesegen ab, mit dem man kaum wußte, wohin. — So wurden wir alle mit dem Landleben und seiner Arbeit, seinen Freuden und Enttäuschungen vertraut. Paul Haller hat später als Pfarrer auf dem Land wohl gefühlt, wie sehr ihm diese Erdverbundenheit den Zugang zum Herzen seiner Gemeinde ebnete.

Doch auch die frischeste Bubenseele hat Augenblicke, wo sie sich still in sich zurückzieht und wo sie die Atmosphäre wohliger Häuslichkeit sucht. In unserm Hause herrschte ein warmer Gefühlston mit religiösem Einschlag. Denn der Beruf des Vaters, die sonntäglichen Eindrücke, die tief gefühlte Frömmigkeit der Mutter bildeten den ernstesten Hintergrund unseres fröhlichen Jugendlebens. Pfarrer sein war in jüngern Jahren nicht nur für Paul, sondern auch für mich das Höchste und Schönste, was sich denken ließ, und es schien ganz selbstverständlich, daß einer von uns einmal den Beruf des Vaters und Großvaters ergreifen werde. Paul, als der geistig lebhafteste, schien wie vorbestimmt dazu, umso mehr als sich der älteste Bruder dem praktischen Berufsleben zuwandte, der zweite Neigung zu den Naturwissenschaften hegte.

Unser Geschlecht stammt aus Zofingen, wo es sich bereits seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts nachweisen läßt. Von zweien unserer Ahnen aus dem 17.

und 18. Jahrhundert wußten wir, daß sie Petschaftstecher gewesen waren. Der erste aber, von dem uns mehr bekannt geworden, war unser Urgroßvater, der Klein- oder Hafengießer Friederich Haller (1774 bis 1832). Mit Stolz hörten wir, daß er zu Neuenegg gegen die Franzosen gekämpft habe und trugen seinen breiten Artilleriesäbel als eine Reliquie mit uns. Sein Sohn Friederich (1803 — 1873) war der erste des Geschlechts, der einen geistigen Beruf ergriff. Er studierte Theologie und Philosophie. Er war ein hochbegabter philosophischer Kopf, Schüler Hegels. Längere Zeit scheint er geschwankt zu haben, ob er sich nicht der akademischen Lehrtätigkeit zuwenden solle. Schließlich entschloß er sich doch zum praktisch-theologischen Beruf und wurde Pfarrer in Veltheim im Aargau. Da blieb er bis an sein Lebensende. Bekannt hat ihn keiner von uns Geschwistern. Sein markiger, ernster Kopf aber mit den buschigen Augenbrauen, der in unserer bessern Stube hing, erfüllte uns mit scheuer Achtung. Von seiner Frau, Henriette geb. Bertschinger, unserer Großmutter, wußten wir jüngern Geschwister nur wenig. Sie starb 1886, als wir noch recht klein waren. An besonders heimeligen, stillen Abenden aber las uns die Mutter ihre kleine Familiendichtung „Drei Winteröbe“ vor, in der sie das Leben im Veltheimer Pfarrhaus schilderte; da traten die Großeltern, unser Vater und seine Geschwister lebhaftig auf. Von ihr mag die poetische Begabung sich in verstärkter Form auf den Enkel übertragen haben. Auch unserm Vater lag zwar das Versemachen nicht fern, doch übte er diese Kunst,

wenigstens später, nur noch, um seiner Frau alljährlich einen poetischen Geburtstagsgruß zu überreichen. Von der Großmutter vernahmen wir, als wir größer wurden, noch, daß sie in ihren letzten Lebensjahren an Schwerkmut gelitten habe. — Unser Vater Erwin Friedrich Pilgram (1840—1911) war der älteste Sohn des Weltheimer Pfarrhauses. In ihm setzte sich der Ernst und die männliche Art des Großvaters fort. Er war eine ruhige, eher verschlossene Natur, die nicht leicht ihr warmes Gefühl auf die Zunge legte. Von Lebensernst und Pflichtgefühl durchdrungen, forderte er auch von uns Kindern genaue Pflichterfüllung. Das Pfarramt war ihm der selbstverständliche Beruf, den er mit Liebe und Treue erfüllte. Er war ihm so selbstverständlich, daß es ihm später schwer wurde, die Zweifel, die bei Paul schon früh einsetzten, zu verstehen. Als Theologe nahm er, seinem ruhigen, abwägenden Wesen entsprechend, eine vermittelnde Stellung ein zwischen dem orthodoxen rechten und dem reformerischen linken Flügel. Ähnlich war auch seine politische Stellung. Neben seinem Pfarrberuf lag ihm das Schulwesen sehr am Herzen, und er diente der Volksschule Jahrzehnte lang als Inspektor. Auch Wind und Wetter vermochten den hochgewachsenen, kräftigen Mann nicht von den Inspektoratsgängen abzuhalten, die ihn, meist schon früh morgens, in die verschiedenen Gemeinden des Bezirks Brugg führten.

Konnte so auch Paul Haller von seinem Vater sagen, daß er von ihm die Statur und des Lebens ernstes Führen mitbekommen habe, so paßt der andere Teil des

Goethewortes nicht ganz. Wohl herrschte auch im Wesen der Mutter ein heiterer Zug, doch wurde ihm von ihrer Seite ein schweres Erbe zuteil, die Anlage zu seelischen Depressionen. Angelika, Marie geb. Schwab (1844—1918) stammte aus Basel. Ihr Vater, Joh. Jakob Schwab (1807—1882), war der Sohn kleiner Bauersleute aus Bubendorf im Baselland. Doch wandte er sich der Gerichtspraxis zu. Er trat beim Amtsgericht Waldenburg in die Lehre, wurde aber samt seinem Lehrherrn durch die Umwälzung der 30er Jahre und durch die Abtrennung von Baselland in die Stadt getrieben. Dort gelang es ihm, sich zu der angesehenen Stellung eines Amtmanns empor zu arbeiten. Die Bilder zeigen ihn als hageren Mann mit schmalem Gesicht. An ihn erinnert Pauls aufstrebender Kopf mit der hohen Stirn. Großvater Schwab war dreimal verheiratet. Aus allen drei Ehen entsprossen ihm nur Töchter, je eine aus der ersten und zweiten, drei aus der dritten. Aus dieser Ehe war unsere Mutter das älteste Kind. Klein und zart gebaut, körperlich nicht sehr kräftig, stand sie dennoch Jahrzehnte lang einem großen Haushalt vor und füllte in rührender Bescheidenheit ihre Stellung als Pfarrfrau aus. Das Haus, die Familie, die Gemeinde war ihre Welt, der sie sich restlos hingab. Sie war, ohne es zu wollen und zu wissen, der Gefühlsmittelpunkt des weiteren Familienkreises. Nicht nur ihre Kinder spürten das, sondern auch engere und weitere Verwandte, die häufig bei uns zu Gaste waren, und wer sonst mit ihr in Berührung trat. Sie sprach in spätern Jahren manchmal mit

Staunen von den vielen Beweisen der Anhänglichkeit, die oft noch eintrafen, nachdem die betreffenden Menschen schon vor Jahren unser Haus verlassen hatten.

Vater und Mutter eigen war auch der Sinn für Kunst. Ersterer hatte schon aus dem Elternhaus die Neigung zu Literatur und Sprachen und zu geschichtlichen Studien mitgebracht. Der Mutter aber eignete ein feiner Sinn für Lyrik. In unserm Haus wurde viel vorgelesen, sei es zur häuslichen Arbeit, bei der alle mithelfen mußten, oder als Tagesabschluss. Da lernten wir Jeremias Gotthelf, Frik Reuter, später auch Gottfried Keller und C. F. Meyer und manches andere kennen. Beide Eltern verband auch die Freude an bildender Kunst und Musik. Der seltene Besuch einer Kunstausstellung in Zürich oder Basel, oder eines Konzertes, besonders etwa einer Bach'schen Passion, waren für beide Quellen hohen Genusses, woran sie in der ländlichen Abgeschlossenheit noch lange zehrten. Musik allerdings wurde in unserm Hause nur spärlich getrieben, da weder Eltern noch Kinder zu aktiver Ausübung Veranlagung zeigten. — Solcher Art war die Umgebung, in der Paul Haller aufwuchs. Wies ihm im geistigen Streben die weitherzige Art des Vaters den Weg, so war er im Gefühl doch enger mit der Mutter verbunden.

„Seh, chunst bald, Ehline?“ ertönte es ungeduldig. Dann trabten Paul und ich, den Sack auf dem Rücken, nach Hinterrein der Schule zu. Dieser größere Dorfteil, der zwar auch kaum mehr als ein Duzend Wohnhäuser aufwies, bildete mit dem halb so großen Vorderrein die politische Gemeinde Rein. Diese zählte etwas mehr als



Die Eltern

100 Einwohner. Das Schulhaus war ein altes, einstöckiges Gebäude mit einem winzigen Turnplatz daneben. Das Schulzimmer lag im obern Stockwerk. Mit gewaltigem Gepolter ging es über die außen angebrachte Holztreppe hinauf und hinunter. Drinnen standen drei lange Bänke, in denen die ganze Schülerschaft Platz fand. Denn, wenn es viele waren, so stieg die Zahl bis auf zwanzig Buben und Mädchen; meist aber waren es weniger, in 8 Klassen verteilt! An den weiß getünchten Wänden hingen ein paar geographische Karten, und in der hintern Ecke stand ein dickbauchiger, blaugrüner Kachelofen, der dem Zimmer Gemütlichkeit verlieh und im Winter wohlige Wärme spendete. In diesem Raume waltete in Pauls ersten drei Schuljahren ein freundlicher, altväterischer Lehrer, nachher eine junge, eifrige Lehrerin. Wie gut hatten wir es damals, Schüler und Lehrer! wenigstens im Sommer. Denn da gab es nur am Morgen Unterricht, und zwar täglich 3 Stunden, von 7 bis 10 für die größern, von 8 bis 11 für die kleinern. Dann war man frei. Schulaufgaben gab's nicht übermäßig viele, und es blieb Zeit in Hülle und Fülle zum Spielen und Basteln, und um mit den Nachbarn zum Heuen und andern Arbeiten auf's Feld zu fahren.

Die Schulzeit war für Paul Haller keine Qual, im Gegenteil; er lernte gerne und leicht. Mit 12 Jahren erfolgte der Eintritt in die Bezirksschule in Brugg, die nun für weitere 4 Jahre dem strebsamen Knaben geistige Nahrung bot. Da wurden ihm die Anfänge höheren Wissens, auch die Grundlagen in den

alten Sprachen vermittelt. Täglich wanderte Paul, zuerst zusammen mit dem ältern Bruder Adolf, dann mit mir, nach dem $\frac{3}{4}$ Stunden entfernt gelegenen Städtchen. Mittagessen erhielten wir bei einer befreundeten Familie, sodas man das Elternhaus erst am Abend wieder betrat. Diese Jahre brachten manch Neues. Man wurde Kadett und trug stolz das Gewehr und später den Offizierssäbel; man rauchte heimlich hinter den Hecken auf dem Heimweg und prügelte sich mit den Kameraden aus andern Gemeinden; kurz, man fing an, sich als Mann zu fühlen. Das Schönste aber an der ganzen Bezirksschulzeit war jeweils der Nutenzug, das Jugendfest. Da prangte das alte Städtchen im Schmuck der Flaggen und Kränze, für welche die Schuljugend Moos und Tannengezweig aus dem Wald geholt hatte. Die ganze Bevölkerung nahm an dem Feste teil. Das Kadettenkorps schlug schwere Schlachten, und am Abend schwang man die ungelenkten Glieder im Tanz unter den schattigen Platanen. Tief prägten sich diese schönen Stunden der Erinnerung ein, und es ist nicht von ungefähr, das Paul Hallers einzige Prosaerzählung eine Jugendfestgeschichte ist.

Mindestens bis zum Beginn der Bezirksschulzeit reichen auch die Anfänge seiner dichterischen Entwicklung zurück. Auf jenes oben erwähnte Schauerdrama folgten einige kleine Sylvesterspiele, mit deren Aufführung der Altjahrabend jeweils verschönt wurde. Diese Szenen waren in Versen abgefaßt und durften sich für einen dreizehn bis fünfzehnjährigen Autor sehen lassen. Aber auch in eigentlicher Lyrik versuchte er sich

bereits damals. Das erste erhaltene Gedicht des zwölfjährigen besingt den lustigen Sitz auf der großen Linde, die hinter dem Pfarrgarten auf dem sogenannten „Schänzli“ steht. Sie war unser Lieblingsaufenthalt, wo jeder von uns Brüdern sich im Gezweig einen Ruheplatz auserkoren hatte. Aus dem folgenden Jahr ist ein Stück mit dem Titel „Daheim“ erhalten; der dreizehnjährige unternimmt in Gedanken bereits den Flug aus dem heimatlichen Nest. Der vierzehnjährige aber versucht eine Sonntagmorgenstimmung zu gestalten, greift also das selbe Thema auf, wie später in einem seiner besten Mundartgedichte. So kindlich diese Versuche noch sind, so zeigen sie doch in Rhythmus und Reim schon ausgesprochenes Sprachgefühl.

Mit 16 Jahren trat Paul Haller in die Gymnasialabteilung der aargauischen Kantonschule über. Damit beginnt die Lösung vom Elternhaus und der Kampf um die innere Selbstständigkeit. Der Jüngling war wohl ausgerüstet zum Studium; der Körper kräftig, der Geist rege und zur Aufnahme bereit. Groß für sein Alter, mit breiten Schultern, aus denen ein eigenartig schmaler Kopf aufstrebte, der Ausdruck offen und männlich, so müssen wir ihn uns vorstellen. — Auch in der Kantonschulzeit gestaltete sich Paul Hallers Leben, wenigstens nach außen hin, ähnlich leicht wie in den vorhergehenden Jahren. In diesem Zeitabschnitt strömt seine Lebenskraft am ungehemmtesten. Bald stand er an der Spitze der Klasse, nicht weil er ein Streber oder auch nur besonders fleißig gewesen wäre, sondern weil er leicht aufsaßte, rasch und fast mühelos arbeitete. Die humanisti-

schen Fächer lagen ihm am nächsten; doch brachte er auch den Naturwissenschaften reges Interesse entgegen. Der naturwissenschaftliche Unterricht Professor Mühlbergs übte wohl den stärksten Einfluß auf ihn aus, indem er ihn in Widerspruch setzte mit seiner vom Elternhaus überkommenen Lebensauffassung. Denn es wehte in jenen Stunden ein scharfer antireligiöser oder mindestens antikirchlicher Wind. Es war die Zeit, wo die Naturwissenschaften, in glänzendem Aufstieg begriffen, vermeinten, alle Welträtsel von ihrem Boden aus lösen zu können. So kam es denn auch öfters zu harten Zusammenstößen zwischen dem angriffslustigen Lehrer und dem schlagfertigen Schüler, in dem jener den zukünftigen Theologen witterte. Der Einfluß dieses Unterrichts auf Paul Hallers geistige Entwicklung war doppelter Art. Zweifelsohne verdankte er ihm eine Erweiterung des geistigen Horizontes und Bereicherung des Wissens. In einem Brief aus der Studentenzeit äußert er sich dem Vater gegenüber folgendermaßen: „Die Naturwissenschaften haben solche Entdeckungen gemacht, so große Umwälzungen auf dem ganzen Gebiet des menschlichen Denkens hervorgerufen, daß ein moderner Mensch sich einigermaßen damit vertraut machen muß. . . . Mir waren die naturwissenschaftlichen Fächer (ausgenommen Chemie, die mir zu trocken war) in Aarau vom liebsten, wenn ich schon mit M. nicht gut auskam. Hauptsächlich die Physik bietet einem sehr viel.“ Aber dieser materialistisch orientierte Unterricht stürzte ihn auch schon früh in religiöse Zweifel. Philosophische Lektüre kam hinzu,

und das Ringen nach einer persönlichen Weltauffassung setzte ein. Wenn der 18jährige singt:

„Es lebt in meiner Brust ein heißes Ringen,
Das stetig auf zur Wahrheit möchte dringen“,

so ist das keine Phrase, sondern der echte Ausdruck seines jugendlichen Strebens. Tiefer wirkte außer Mühlberg auch der geistvolle Geschichtslehrer, Jost Winteler, auf Paul Haller ein, verstand er es doch wie kein zweiter, die Schüler in die Welt des Geistes und in die großen Zusammenhänge der Menschheitsgeschichte einzuführen. Ein besonders liebevolles Andenken bewahrte er seinem Lateinlehrer, Prof. Franz Fröhlich. In den Brugger Neujahrsblättern von 1914 hat er ihm einen warm empfundenen Nachruf gewidmet.

Innere Kämpfe mögen hauptsächlich in den letzten 2 Jahren, als er vor der Berufswahl stand, Paul Haller in Anspruch genommen haben. Doch hinderten sie den von Haus aus fröhlich Veranlagten nicht, am übermütigen Treiben der Jugend mitzumachen. Wie sein älterer Bruder, trat er in den Kantonsschülerturnverein ein und nahm teil an strammer, turnerischer Arbeit wie auch am fröhlichen Kneipleben. Schon am Schluß der 2. Klasse wurde ihm das Präsidium übertragen. Unter seiner Leitung blühte der Verein äußerlich und innerlich; denn er verstand es, demselben etwas vom Schwung der eigenen Seele einzuhauchen. Hier fand er auch ein Feld für seine poetische Begabung. Leicht flossen ihm die Verse. Eine Menge witziger und humoristischer Kleinigkeiten, Gedichte und Lieder, machten ihn bald zum berühmten Vereinsdichter oder „Freimütigen“. Er

schenkte dem Kantonschülerturnverein auch sein Farben-
lied, das heute noch gesungen wird und das als Denkmal
seiner jugendlichen Begeisterung hier stehen möge:

Farbenlied.

Rot, weiß und schwarz, das sind die lieben Farben,
Die hell uns leuchten von der Brust.
Das Siegeszeichen derer, die schon starben;
Des ist sich jeder stolz bewußt.
Drum schalle der heilige Jubelgesang
Zum Ruhm unsrer Farben die Hallen entlang.
Was wir im raschen Sturm der frohen Jugend
Zum hohen Heiligtum geweiht,
Sei's Freiheit, Ehre, Liebe, Mannestugend,
Des Vaterlandes Herrlichkeit,
Was jedem auf Erden das Höchste soll sein,
Das zeigt unsrer Farben herrlicher Schein.
Rot ist der jungen Liebe heilig Zeichen,
Die hell im Turnerherzen glüht;
Das rote Banner fliegt ob Feindesleichen,
Von Vaterlandes Ruhm umblüht.
Und hell strahlt heraus aus dem blutigen Grund
Das Weiß unsres Banners zu friedlichem Bund.
Und neben reinem Weiß sei Schwarz als Rächer
Der unentweiheten Ehre Pfand.
Drum schwingen wir den siegumkränzten Becher
Für rot-weiß-schwarz mit goldnem Rand;
Drum schalle der heilige Jubelgesang
Zum Ruhm unsrer Farben die Hallen entlang.

(1900/1901)

In diesen Jahren treibt Paul Hallers poetische Be-
gabung aber auch weitere Schosse. Die Dichtung wird
ihm immer mehr zum Ausdrucksmittel seines Gefühls-
lebens. Naturstimmungen und jugendliche Liebessehn-
sucht bilden die Hauptthemen dieser Lyrik. Doch ver-
sucht er gelegentlich auch Balladenhaftes zu formen,
oder er überträgt eine Horaz'sche Ode in deutsche ge-
reimte Strophen. Wohl spürt man die Vorbilder durch:
Uhland, Eichendorff, Heine, Goethe; anders wäre es
kaum denkbar. Aber die Sprache weist in den besten
Stücken doch schon eine persönliche Note auf: scharfe
Umrisse und bildreiche Ausdruckskraft. Ganz besonders
fruchtbar waren die Jahre 1899/1900. Während aus
den vorhergehenden 3 Jahren in seinem Büchlein nichts
verzeichnet ist, sprudelt nun plötzlich der Quell hervor.
An Weihnachten 1899 legte er der Schwester einen
ersten Strauß Verse mit folgender Widmung unter den
Lichterbaum:

Du kennst mich, Schwester: nicht ein Dichterwerk
Siehst Du vor Dir; es sind die ersten Blüten,
Die Deines Bruders Phantasie entsprungen.
Nicht tiefes Denken, frische Jugendlust
Und stille Sehnsucht wirst Du darin finden;
Die Töne, die im Jünglingsherz erklingen.
Durchgeh' sie mit der Schonung mildem Blick,
Und, wenn sie einmal Dich erfreuen können,
Das ist der Zweck, für den ich sie gesungen.

Ein paar Proben aus dieser Sammlung, die er bis
in den Anfang der Studentenzeit fortsetzte und die 45

Nummern umfaßt, mögen sein Streben und sein damaliges Können veranschaulichen.

Mirwana.

Sel'ges Vergessen, schweigendes Nichts,
Glücklicher Schlummer im Scheine des Lichts,
Leben im Nichtsein, ewige Ruh',
Decke mich zu!

(1899)

Frühlingmorgen.

Nebel, steig' auf!
Enthülle die Fluren!
Und heb' dich von hinnen
In duftende Luft.
Sonne, begieße
Mit Licht die Enthüllten!
Die Fluren, die Felder,
Die Matten, die Wälder,
Die ruhenden Wellen,
Die rauschenden Quellen,
Den strömenden Fluß!
Leben, erwache!
Der Frühling ist da!

(1900)

Der „Tüttifels“.

Wenn die wilden Stürme sausen,
Wenn die kleinen Eulen rufen,
Steigt des Nachts die alte Amme
Auf des finstern Berges Stufen.

Steht vor einem schwarzen Felsen,
Nimmt den Schlüssel aus dem Kleide,
Heimlich flüstert es im Laube
Vorn und hinten und zur Seite.

Wo in moosig dunkler Spalte
Heimlich Spinn' und Käfer sitzen,
Paßt der rost'ge kleine Schlüssel
In des schwarzen Felsens Ritzen.

Auf das Tor! Im weiten Mantel
Wirgt sie, was nur sie darf schauen,
Schließt und lächelt; durch die Stürme
Geht sie heimwärts ohne Grauen.

Wo der Felsen aufgesprungen,
Weht der Nachtwind in dem Laube.
Niemand sah die alte Amme,
Niemand sah nach ihrem Raube.

Aber wo am letzten Abend
Nichts man sah im Tuche liegen,
Lacht am Morgen nun ein kleines
Nos'ges Knäblein in der Wiegen.

(1900)

(Wurde 1901 in den Brugger Neujahrsblättern abgedruckt.)

Rätsel.

Zwei Worte nenn' ich euch. Sind sie getrennt,
Das eine nur dem andern beigegeben,
Sie nennen euch den Ort, wo hell und klar
Die Quelle springt zum reichen Dichterleben.

Wo leises Rauschen uns die Brust verjüngt,
Wo holde Stimmen uns zum Herzen sprechen,
Wo Einsamkeit die goldnen Flügel schwingt
Und Sonnenstrahlen durch das Grün sich brechen.

Doch wenn die Worte ihr in eins vereint,
So seht ihr euch umgeben von Gestalten,
Die für der Lieder goldne Jugendlust
Den Lorbeerkranz in ihren Händen halten.

Gestalten, die mit nimmermüdem Geist
Der Menschheit Tiefen uns im Bild verklären,
Die hellen Blickes, froh und ruhmbezügelt,
Wir opfern sehen an den neun Altären.

Lösung: „Dichter Wald“.

1. Aufschrift in Goethes Natürl. Tochter, I. Akt.

(1901 oder 1902)

Auch düstere, schwermutsvolle, resignierte Töne werden schon angeschlagen, die leider nicht nur vorübergehende Welterschmerzstimmung bedeuteten, wie sie manchen Jüngling gelegentlich überkommt. Nein, sie sind ernster zu werten. Ein Gedicht wie das folgende, ist für uns jetzt bedeutungsvoll, die wir den tragischen Ausgang seines Lebens kennen.

Du sollst nicht töten!

Es wölben sich die hohen Hallen
Des Gotteshauses ob ihm hin,
Er starret in der Dämmerung Schatten
Ins Bibelbuch mit düsterm Sinn.

Es spielt in leichten Farbenshatten
Vom Fenster her der letzte Strahl.
Vom Kirchturm schwebt auf Glockenschwingen
Der Friede durch das weite Tal.

„Bin ich verstoßen und verdammet,
Daß ich allein nicht Frieden hab’?
Muß ich in bangem, schwerem Leide
Mich schleppen in das frühe Grab?

Ich liebe sie, ich kanns nicht lassen.
Doch ist sie mir als Braut versagt,
Wo fänd’ ich Mut, ihr nur zu sagen,
Was mir mein tiefstes Herz zernagt.

Mir wird sie nicht, sie folgt dem andern;
Heut gab sie hier ihm Hand und Wort.
Mich trieb ein unbestimmtes Sehnen
An diesen düstern Unglücksort.

Dort ist der Platz, dort am Altare
Ward heut ein froher Bund gemacht.
Dort ward im gleichen Augenblicke
Ein junges Leben umgebracht.

D könnt’ ich weinen, hätt’ ich Tränen,
D flöße schnell die Zeit dahin,
Da ich in ewigbängem Sehnen
Ein Schattenbild des Lebens bin.

Was willst du, Satan? ha, ich horche,
Du sprichst von Tod mir in das Ohr.
Von Tod. Was soll ich hier im Leben,
Der ich die Lebenskraft verlor?

Ich folge dir, die erste Sünde
Soll mir zugleich die schwerste sein."
Da strömt noch einmal Sonnenschimmer
Durch's Fenster auf das Buch herein.

„Du sollst nicht töten!“ sieht er glühen.
Er schaudert. Auch dich selber nicht?
Und unter Schluchzen mit den Händen
Bedecket er sein Angesicht.

Dann sucht er schnell die offne Türe.
Das Dunkel liegt auf Feld und Hain.
Dort strahlt voll Hoffnung ihm vom Himmel
Ein heller Stern ins Herz hinein.

(1900)

Aber nicht nur auf lyrischem Gebiet versuchte Paul Haller sich in den Kantonschuljahren; sein Streben war vielseitiger. Auch erzählende und dramatische Fragmente romantisch-historischen Inhalts sind erhalten. So beschäftigte ihn Tegnér's Frithjoffsage, die ihm von Jugend auf vertraut war. Er suchte den epischen Stoff in ein Drama umzuwandeln. Ganz summarisch skizzierte er eine faktige Handlung und führte auch einige kleine Szenen in Versen aus. Dann aber ließ er alles liegen. Länger und eingehender rang er mit einem Stoff aus der Heimatgeschichte. Täglich trat ihm in Klein der zerfallene Burgturm der Freudenau am gegenüberliegenden Aareufer vor Augen. Seine Phantasie bemühte sich jahrelang, um diesen Zeugen einer ritterlichen Vergangenheit. Auf alle mögliche Weise suchte er seiner Herr zu werden. Wie ein Motto zu Größerem klingen die lyrischen Stimmungsbilder.

Freudenau I.

Schweigend sinken Abendshatten
Über Strom und Feld und Hain,
Sehnend ziehn die blauen Wasser
Dir vorüber nach dem Rhein.
Morscher Turm, um deine Mauern
Webt der Hauch der Poesie;
Liebende Gestalten schweben
Um die Trümmer spät und früh.
Alte Burg! es zieht ein Sehnen
Durch mein Herz zur Abendzeit.
Denkst auch du vielleicht der Lieben
Fern zurück, so weit, so weit?

(1900)

Freudenau. II.

Hart am Strande, waldumspinnen,
Seh ich alte Mauern ragen.
Es erzählt ihr stummes Trauern
Holdes mir aus alten Tagen.
Schallet Lärm und Becherklingen
Bärt'ger Krieger mir entgegen,
Die von wilder Jagd gekehret
Scharfen Zehens drinnen pflegen?
Tönen zarte Minnelieder
Auf zum lustigen Balkone?
Hör ich süße Antwort wieder
In dem leis verklungenen Tone?
In dem Hofe stampfen Kasse,
Wirre Menschenstimmen schallen,

Große Schlüssel hör ich klirren
Und die Zugbrück niederfallen.

Unten seitwärts im Gebüsch
Hör ich einer Mühle Schlagen,
Wild Gebell der Jägerhunde
Durch die stillen Wälder jagen.

Schiffe nahen sich dem Strande,
Hergeschaukelt auf den Wogen,
Die von Städten, Burgen reden,
Denen sie vorüber zogen;

Die von Mord und Schlacht erzählen,
Die an fernen Ufern wüten,
Und von nächtlich stillen Küssen,
Die auf Rosenlippen glühten.

Hart am Strande, waldumspinnen,
Seh ich alte Mauern ragen.
Es erzählt ihr stummes Trauern
Holdes mir aus alten Tagen.

(1901)

Als Novelle, als Drama, als Verserzählung suchte er dem Stoffe beizukommen. Er machte historische Vorstudien, indem er alles zusammen trug, was er an geschichtlichen Angaben über das Schloß und seine Bewohner finden konnte. Doch reichte die dichterische Kraft noch nicht aus zu größerem; stets blieb er in den Anfängen stecken. Auch stand ihm anderes entgegen, was er allerdings nicht wissen konnte: Im Grunde war seine Natur nicht historisch gerichtet, sondern auf Gegenwart

und Zukunft eingestellt. Seine Vorbilder aber, Scheffel, Uhland, Hauff wiesen ihn auf die Vergangenheit hin. Zuletzt scheint er es mit der Verserzählung versucht zu haben, und zwar mühte er sich damit noch in den ersten Semestern der Studentenzeit. Während im Novellenbruchstück noch alles recht romantisch klingt, macht sich im epischen Fragment bereits eine Wendung zur Wirklichkeit bemerkbar. An die Fahrt des ersten Aareflößers knüpft er eine realistische Schilderung der Landschaft. Recht hübsch ist die Einleitung, der Hymnus an die Aare, der menschliche Vertiefung und eine kräftige Sprache aufweist. Bereits ahnen wir den Dichter der engern Heimat, wie er uns später im Juramarelli entgegentritt. Doch dauerte es noch Jahre, bis er sich gefunden und zur selbständigen Persönlichkeit ausgewachsen hatte. Denn auch Paul Haller reifte, wie die meisten Schweizer Dichter, langsam.

Hymnus an die Aare.

(Einleitung zu einem Fragment gebliebenen Epos
„Freudenau“.)

EW'ge Alpen, stolz und fest gegründet,
Unermüdet sendet ihr die Wasser
In des Südens, in des Nordens Gaue.
Unermüdet springen von den Felsen
Sie nach abwärts; werden matter, stiller,
Aber tiefer, voll verborgner Kräfte;
Wirken unsres Landes schönste Wunder,
Bringen Brot und Reichthum seinen Fluren,
Pflanzen Kraft und Geist in Menschenherzen.

Und die Menschen, die an ihnen wohnen,
Machen, innig mit dem Strom verwachsen,
Die Geschichte, die die Völker wandelt,
Die das Land mit Frieden füllt und Zwietracht,
Die erstirbt, wenn eure Wasser sterben.
Aber eingedenk der alten Heimat,
Sucht der Strom, die Niederung durchwindend,
Seine Brüder, die mit ihm geboren;
Und sie finden sich in fernen Tälern,
Wälzen, Schulter nun an Schulter kämpfend,
Ihre Last dem fernen Meer zu.

Also, heimatfreudig jubelnd, grüßen
Aare, Neuf und Linth sich als Geschwister,
Wandern nordwärts unter einem Namen,
Bis auch der, vom Mächtigen verschlungen,
Klaglos in die Einheit ausklingt.

Ja, du wanderst unermüdet,
Aargaus schönster Schmuck und Brautschatz,
Silberband auf dunkeln Grunde,
Aare, herrlich Kind der Alpen!
Und so lang du deine Wogen
Arbeitsfreudig in den Rhein trägst,
Werden Menschen an dir wohnen,
Werden kämpfen, werden lieben,
Und dir ihre Lieder singen,
Und dir ihre Toten weihen,
Die ein allzu herbes Schicksal
An die nasse Brust dir trieb.

Vieles hast du schon erfahren
Von der Menschen Not und Drangsal,
Von den tränenfeuchten Augen,
Die sich nächtlich stumm und trauernd,
Fragend nach dem Himmel richten,
Wenn das Heimweh durch die Brust zieht.
Auch von heller Freude Loben,
Von dem Jauchzen und dem Singen
Und von der Trompete Klängen,
Die von deinen Ufern hallten.
Schlacht und Sturm, den Fall von Städten,
Brand von Dörfern, Mord und Wollust
Sahst du; aber auch die Liebe,
Die die offenen Wunden heilte,
Die auf weichen Segensflügeln
Durch das Land zog; nichts was Menschen
Jemals taten, ist dir fremd.

Wenn das Plätschern deiner Wellen,
Die zu meinen Füßen spielten,
Wohlig mir ans willige Ohr schlug,
Wenn der Tiefe heimlich Gurgeln
Rätselhafte Worte lallte,
Aus den dunkelfeuchten Buchten
Weiße Nebelniren sangen,
Lauscht ich deiner unnennbaren
Wundersprache, die ans Herz greift.
Trenlich will ich nachberichten,
Was vom Schatze deiner Sagen
Du zu meinem Ohr gebracht.

Studienzeit

Im Frühling 1902 sagte Paul Haller der Kantonschule ade, mit einem glänzenden Reifezeugnis in der Tasche. Seine Kameraden konnten es nicht verstehen, daß er sich der Theologie zuwandte. Denn seit Jahren waren keine Theologen mehr aus der aargauischen Kantonschule hervorgegangen. Wohl spielten bei der Berufswahl die Familientradition und der Wunsch der Eltern, einen der Söhne einmal auf der Kanzel zu sehen, eine Rolle; doch dies allein hätte Paul nicht dazu vermocht. Vielmehr kamen innere Gründe den äußern entgegen. Er hoffte im Theologiestudium Klarheit zu erlangen in den tiefsten Lebensfragen; denn das religiöse Erbe in ihm war so stark, daß er sich ernsthaft damit auseinander setzen mußte. Aber zugleich erfüllte ihn ein unwiderstehlicher Drang nach Erkenntnis der Weltzusammenhänge. Im Studium der Theologie, zu dem ja auch die Beschäftigung mit philosophischen Fragen gehört, hoffte er innere Klarheit und Festigkeit der Lebensführung zu finden. Auch bot ihm dieses Studium eine Grundlage, von der aus er leicht auf ein anderes Gebiet übergehen konnte, falls er doch nicht zum geistlichen Beruf taugen sollte.

Paul Haller begann sein Studium in Basel. 4 Semester blieb er dort, bis nach Erledigung des propädeutischen Examens. Von seinen Professoren schätzte er

Wernle¹ und Duhm² am meisten, doch übte keiner einen bestimmenden Einfluß auf ihn aus. Über seine Stellung zum Studium und zur Theologie im besondern äußert er sich den Eltern gegenüber in einem Brief vom 6. Februar 1903 folgendermaßen:

„... In 5 bis 6 Wochen ist schon wieder Semester-schluß, was ich kaum begreifen kann. Noch nie ist mir ein Jahr so schnell vergangen wie dieses, und noch nie habe ich eigentlich in einem Jahre so viel erlebt wie in diesem.“ ... „Die Studentenzeit ist schön; aber ich glaube doch, erst in der Berufsarbeit, wo man doch die Früchte sehen kann, wird man Befriedigung finden können. Sobald man etwas aus sich herausgeben kann, muß man zufriedener sein, als wenn man immer nur in sich aufnehmen soll. — Ich glaube nicht, daß ich in irgend einem andern Studium so viel Befriedigung gefunden hätte, als im theologischen, wenn auch gewiß keines so viel Kämpfe mit sich bringt. Ich möchte sagen, die andern seien äußerlich, das theologische dagegen innerlich. Frau Prof. Ganter³ hat mir einmal gesagt, es brauche heutzutage großen Mut, Theologe zu werden. Ich stimmte ihr damals schon bei, ohne mir eigentlich klar zu sein, warum; jetzt erst sehe ich ein, was sie damit sagen wollte. Ich sehe zwar auch Studenten, die davon

¹ Paul Wernle, bekannt durch seine Forschungen auf dem Gebiet der neutestamentlichen Theologie und Kirchengeschichte.

² Bernhard Duhm: Bahnbrecher auf dem Gebiet der religionsgeschichtlichen Betrachtungsweise des alten Testaments.

³ Prof. Heinrich Ganter war Lehrer für Mathematik an der aarg. Kantonschule von 1887–1914 und lange Jahre Vorsteher des staatlichen Kantonschülerhauses, in dem wir Brüder alle während der Kantonschulzeit wohnten.

nicht viel zu spüren scheinen. Gottlob bin ich nicht unter diesen; denn diese geben Traditionstheologen ab, die, was sie sagen, nur sagen, weil andere es schon gesagt haben, und auf eine solche Überzeugung gebe ich rein nichts. Jeder sollte das Christentum erleben, sonst taugt er nicht zum Pfarrer, wenigstens wird er nicht das, was ich unter einem richtigen Pfarrer verstehe. Aber eben dieses Erleben! — Ihr dürft aber aus diesem Brief nicht etwa schließen, ich lebe in beständigem Pessimismus. Oh nein, säb nid!“

Darauf antwortet ihm die Mutter am 11. Februar 1903 „Wir haben an deinem Brief, der uns so lebendig von deinem Denken und Fühlen Kunde gibt, große Freude gehabt und sind von Herzen dankbar, daß dein Studium dich immer mehr befriedigt und dir dein künftiger Beruf als etwas Großes und Wichtiges, das eine ganze Hingabe an denselben erfordert, vor Augen schwebt. An deinem Fröhlichsein lebe ich eigentlich wohl; wenn man, wie ich leider, so oft gemüthlich gedrückt ist, erkennt man erst recht, was es Schönes ist, um ein frohes Herz; will's Gott wird's mir auch wieder leichter, ich habe doch so viel Ursache zu Lob und Dank.“ —

Doch der Sohn fürchtet, daß die Eltern sich in allzu großer Sicherheit wiegen möchten hinsichtlich seiner theologischen Laufbahn, und rückhaltlos legt er nun dem Vater seine Zweifel und Bedenken dar in einem weiteren Brief.

Basel, 28. Februar 1903.

Lieber Vater!

Dank für Sendung und Brief! Was meinen vor-

letzten Brief anbelangt, so glaube ich, daß Ihr ihn viel zu optimistisch aufgefaßt habt. Ich schrieb, was ich gern möchte; ob es aber zu erreichen ist, ist eine andere Frage. Man kommt oft in solche Stimmungen und Zweifel hinein, daß es schwierig ist, noch irgend etwas festzuhalten und wo man glaubt, seinen Beruf total verfehlt zu haben. Allerdings habe ich immer wieder das Gefühl, ich hätte zu nichts anderem getaugt, oder wenigstens nirgends so viel Befriedigung gefunden. In dieser Zeit, wo ein immer größerer Teil der Gebildeten sich von der Religion abwendet, wenigstens von der christlichen, wird das Theologiestudium immer schwieriger. Auf der einen Seite hat man die moderne wissenschaftliche Weltanschauung, auf der andern das christliche Dogma. Entweder muß man sich für das Eine oder das Andere entscheiden oder aber eine Brücke schlagen zwischen beiden. Dies letztere ist durch die ablehnende Haltung, die die Kirche leider der exakten Wissenschaft gegenüber so lange einnahm, sehr schwierig geworden und doch muß es jeder Theologe tun. Eben weil es so schwierig ist, schlagen sich die Laien am liebsten auf die eine Seite und werden entweder ganz negativ oder ganz positiv, meistens aber negativ. Auch viele Theologen schlagen die Brücke nicht, sondern predigen getrost konservativ, anerkennen aber daneben auch die Ergebnisse der Wissenschaft und huldigen der modernen Weltanschauung ohne zu bedenken, daß sie sich mit sich selbst in Widerspruch setzen. Ich kann aber keine doppelte Wahrheit anerkennen; ich möchte reden, wie ich denke, nicht meine Gedanken nach dem jeweiligen Neden richten. Ich weiß nicht, ob Du

das in Deiner Jugend auch empfunden hast; vielleicht waren auch die Gegensätze damals nicht so groß. Schon lange hätte ich gerne einmal über diese Dinge mit Dir gesprochen, habe es aber noch nie gewagt."

Die Aussprache fand dann in den Ferien statt, mit welchem Erfolg ist mir unbekannt. Dem Vater, der sich nur selten über solche Fragen äußerte, wurde sie jedenfalls nicht leicht. Ich zweifle auch daran, ob er den Sohn vollständig begriff, war doch seine eigene Einstellung ganz verschieden. Paul hat sich später mir gegenüber mit Bedauern geäußert, daß der Vater ihn nie ganz verstanden habe. In seiner toleranten, weitherzigen Art aber ließ er den Sohn seine Wege gehen und hoffte, daß er sich schließlich doch zurecht finden werde.

In diesen Jahren war es hauptsächlich die Philosophie, die dem Suchenden geistige Nahrung bot. Schon als Kantonschüler hatte er angefangen, sich mit Schopenhauer zu beschäftigen, nun vertiefte er sich in die Schriften Kants, in denen er einen Halt findet in seinem Ringen um eine Weltanschauung. Hier findet er eine Begründung der sittlichen Weltordnung mit ihren Forderungen an den Willen des Menschen gegenüber dem naiv naturwissenschaftlichen Denken, wie es ihm etwa in Häckels „Welträtseln“ entgegen trat. Doch war Paul Haller kein wissenschaftlicher, philosophischer Kopf im strengsten Sinne; im Grunde erfaßte er Welt und Leben viel stärker mit dem Gefühl, religiös und künstlerisch. Gegen Ende seines Aufenthalts in Basel tritt er dann zum erstenmal in Berührung mit der religiösen oder theologischen Strömung, die für ihn bestimmend

werden sollte, oder die ihn wenigstens Pfarrer werden ließ: mit der religiös-sozialen. Hermann Kutters Buch „Sie müssen“ wirkte außerordentlich stark auf ihn ein. Der Brief, in dem er dem Vater darüber berichtet, sowie auch dessen Antwort sind charakteristisch für die temperamentvolle jugendliche Art des Sohnes, wie auch für die ruhige, feine Auffassungsweise des Vaters.

Basel, 28. Januar 1904.

Lieber Vater!

..... „Ich lese gegenwärtig ein Buch, das mir in vielem sehr imponiert, Kutter, Sie müssen. Du hast vielleicht in den Nachrichten (gemeint sind die Basler Nachrichten) davon gelesen, daß Pfr. Kagaz einen Vortrag darüber gehalten hat. Es ist eine Apologie der Sozialdemokratie, d. h. nicht ihrer speziellen Postulate und Theorien, sondern ihrer Tendenzen und enthält wuchtige Angriffe gegen die Kirche und die gesamte Christenheit. Hauptthema ist ungefähr: Die Kirche spricht von Gott, bekennt sich zu ihm, hat ihn aber nicht; die Sozialdemokratie leugnet ihn, hat ihn aber. Die Sozialdemokraten müssen, weil Gott und Christus in ihnen wirkt; mögen einzelne ihrer Postulate noch so verfehlt sein, ihre Haupttendenz, der Kampf gegen den Mammon, ist göttlichen Ursprungs und wird die Welt überwinden. — Wie ich schon gehört habe, soll Kutter, der Pfarrer in Zürich ist, wegen dieses Buches von seiner Stelle entsetzt werden. Wenn das Wahrheit ist, so ist es eine Schande für Zürich und die Kirche überhaupt. Kutters Angriffe entspringen nicht aus Reli-

gionslosigkeit sondern aus tiefer, kraftvoller Religiosität. Ich glaube, trotz seiner kirchenfeindlichen Stellung, ist gerade er zum Pfarrer geschickt."....

Die Antwort des Vaters vom 30. Januar 1904 lautet:

Mein lieber Paul!

..... „Das Buch von Kutter, von dessen Inhalt Du schreibst, habe ich noch nicht zu sehen bekommen, dagegen den Aufsatz gelesen, den die Basler Nachrichten über den Nagaz'schen Vortrag brachten. Ich glaube nun nicht, daß Kutter um seines Buches willen eine Entsetzung zu fürchten hat. In Zürich amtet seit einigen Jahren ein urthiger Sozialdemokrat, Pfr. Pflüger, und an seine Entsetzung denkt niemand. Hätte jenes Gerücht Grund, so müßten andere Gründe vorliegen, die den vorsichtigen Zürcher Kirchenrat zu solchen Schritten nötigten. Wenn seine Anschauungen und die etwas stürmische und rücksichtslose Form, in der er sie im Amt und in der Schriftstellerei vertritt, ihn der Mehrheit seiner Wähler widerwärtig machen sollten, so hätten diese den Weg der Nichtwiederwahl, es wäre denn, daß sie andere Gründe für eine Abberufung geltend machen könnten. Die Zürcher Kirche oder gar die Kirche überhaupt verantwortlich zu machen für diese Eventualität, an die ich absolut nicht glaube, ginge nach meinem Urtheil etwas zu weit. In unserem Vaterland kennen wir das doch nicht mehr, und wenn eine deutsche Landeskirche ihr formelles Recht zu Kezengerichten benutzt, so bedauern wir es im höchsten Grade. Daß ich besondere Sympathien hätte für die von Halbwahrheiten aus-

gehende, enthusiastische Art, die Sozialdemokratie als den Heilsweg Gottes auszuspielen, wie sie jetzt besonders von Boll¹ her Mode ist, könnte ich freilich nicht behaupten. Den Zwangssozialismus müßte ich als eines der größten Übel ansehen, und die Geschichte mahnt, den Kopf kühl zu behalten, was allerdings ein recht warmes Herz für alle Nöte und Leiden nicht ausschließen soll und darf. Ich mag das „Millenium“ schon leiden, aber ich kann nicht recht daran glauben, und die neuesten Propheten desselben flößen mir offengestanden nicht allzu viel Vertrauen ein.

Mit all dem spreche ich keinen Tadel darüber aus, daß Du von diesen Dingen lebhaft und temperamentvoll Notiz nimmst. Im Gegenteile; es ist nötig, daß man wisse, was im geistigen Leben, insbesondere auch der Christenwelt vorgeht, und gerade Deine frische, freie und ich darf wohl auch beifügen, fromme Art, in solche Probleme hineinzuschauen, freut mich; nur darf das Abwägen nicht dahinten bleiben und behält das Audiatur et altera pars auch sein Recht. — Doch nun genug für einmal von dieser Sache, die noch genug Erörterungen bringen wird. Ich habe mir kalte Füße und Finger angeschrieben; daraus ersiehst Du, daß der Blutstrom die Richtung nach dem Herzen genommen hat."...

Der Impuls, den der Student durch Kutter empfangen hatte, verlor seine Kraft nicht! Vielmehr wandte Paul sich im zweiten Teil seines Studiums immer

¹ Bad Boll in Württemberg, wo Vater und Sohn Blumhart einen christlichen Sozialismus verkündeten.

stärker der religiös-sozialen Richtung zu unter dem Einfluß von Nagaz, der in jener Zeit hervorzutreten begann. Auch als Pfarrer blieb er ihr später treu und er verehrte in Professor Nagaz den Führer der jungen Generation. Doch tritt in den folgenden Semestern noch ein weiterer persönlicher Einfluß hinzu, durch den der Entschluß, das theologische Studium zu Ende zu führen, gestärkt wurde, derjenige des Marburger Professors Herrmann.

Der Vater, der selber mehrere Semester auf deutschen Hochschulen zugebracht hatte, in Tübingen, Heidelberg und Halle, fand es selbstverständlich, daß auch der Sohn sich nun weiter umsehe in der Welt, trotzdem Auslandsemester auch bei sparsamer Lebensweise erhöhte Ausgaben bedeuteten. Und gerade in jenen Jahren, als zwei Söhne im Hochschulstudium standen, der dritte noch im Gymnasium saß, muß es dem bescheidenen Landpfarrer oft äußerst schwer geworden sein, die nötigen Mittel für deren Ausbildung aufzubringen. Zwar halfen Stipendien mit, und das leer gewordene Pfarrhaus zu Klein bevölkerte sich für einige Jahre mit Pensionärinnen, jungen Mädchen aus der welschen Schweiz oder erholungsbedürftigen ältern Damen. Doch mußten in jenen Jahren gelegentlich bei guten Freunden Gelder aufgenommen werden, um den gesteigerten Auslagen für die studierenden Söhne zu genügen. Wohl darf ich einfügen, daß wir Brüder im ganzen der keineswegs leichten Lage unserer Eltern eingedenk waren und uns als Studenten höchst einfach durchschlugen. Schon als Gymnasiast und auch als Student verdiente sich Paul

Haller durch Stundengeben etwas Taschengeld; weiter reichten diese Einnahmen allerdings nicht.

Im Frühling 1904 ging's nun hinaus aus der engen Schweizer Heimat nach Deutschland, und zwar nach Marburg, das damals anfang, die Schweizer Theologen anzuziehen. Mit mehreren Freunden reiste er über Heidelberg und Frankfurt. Zum ersten Mal sah Paul Haller im Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt eine große Sammlung älterer Kunst. Doch war er damals noch nicht reif zum tiefen Verständnis der altdeutschen Malerei. Wohl nennt er in seinem brieflichen Reisebericht Dürer und Holbein, wie auch die großen Niederländer, doch fesselten ihn die Romantiker Kethel und Schwind stärker; der stärkste Akzent aber liegt auf Böcklins „Villa am Meer“. Erst später wurde er ein großer Bewunderer Dürers und Rembrandts. Gar nicht erwähnt wird sonderbarerweise das Goethehaus, während dem Palmengarten eine längere Schilderung gewidmet ist. Das Momentbildchen, das er davon entwirft ist ganz amüsan: „... Darauf fuhren wir zum Palmengarten, und diesmal war das Glück uns günstig. (Einmal waren sie nämlich schon angerannt.) — Es war Nachmittagskonzert, schönes Wetter und die ganze Haute volée von Frankfurt da versammelt. Der Garten ist schön, besonders das Palmenhaus, ein naturgetreuer Palmenwald, der den Besucher mit einem Schlag in ferne märchenhafte Tropenländer versetzt. Nur waren die Frankfurter Jüdinnen, die darin herumspazierten, nicht ganz die richtige Staffage; einige negerliche Even hätten besser hinein gepaßt. Wir saßen und spazierten

nun den ganzen Abend unrasiert und ungeflacht, einer sogar in einem Jägerhemd, unter der feinen Frankfurterwest, betrachteten und ließen uns betrachten."

In dem altertümlichen, gemütlichen Marburg lebte Paul Haller sich rasch ein, und über die Universität ist er des Lobes voll. Von den Professoren sind es der Neutestamentler Jülicher, besonders aber der Ethiker Herrmann, die bleibenden Einfluß auf ihn gewannen. Letzterer galt damals als der hervorragendste Dozent der theologischen Fakultät Marburg, die besonders seinetwegen von den Schweizerstudenten aufgesucht wurde. Was sie anzog, war die Freiheit und der Ernst, womit er in seinen Vorlesungen über Dogmatik und Ethik den Kampf gegen alle gesetliche Frömmigkeit führte. In einer Reihe von Briefen an die Eltern schildert Paul sein Leben folgendermaßen:

24. April 1904.

„Diese Woche nun haben die Vorlesungen begonnen, mit Ausnahme von Herrmann, der am Montag anfängt. Wahrscheinlich war er krank. Gehört habe ich bis jetzt Jülicher, Weiß, Budde, Mirbt und heute noch schnell den Philosophen Cohen. Was fast alle vor den Baslern voraus haben, ist die Lebendigkeit des Vortrags. Die erste Stunde bei Jülicher war geradezu ideal. Ich höre Korintherbriefe bei ihm, und soviel ich bis jetzt beurteilen kann, hat er einen sehr gesunden Sinn für die Exegese. Er ist der erste, der sie so gibt, daß sie mir nicht als zum großen Teil aus Kleinfrämerei bestehend erscheint. Bei Mirbt höre ich Geschichte des Katholizismus im 19. Jahrhundert. Er sprach in der

Einleitung über die Aufhebung des § 2 in Deutschland, und zwar so temperamentvoll und witzig, daß das Auditorium in förmlicher Begeisterung Beifall trampelte. Wilhelm II. kam dabei übel weg. — Bis jetzt bin ich sehr zufrieden, daß ich hieher gekommen bin; wenn Herrmann das hält, war wir uns von ihm versprechen, so gibt es ein sehr schönes Semester. Bei Kade, der ja Redaktor der „Christlichen Welt“ ist, haben wir uns vorgestellt und werden diesen Abend zu ihm in ein privatissimum über Kants Religion in den Grenzen der Vernunft gehen. Er ist immer sehr freundlich gegen die Schweizer.

Am Sonntag war ich in der reformierten Kirche. Es waren da zwei alte Pfarrer, von denen der eine mit näselnder Stimme eine kargliche Predigt über die christliche Freudigkeit vortrug. Er mußte eben dies Thema wählen, weil der Sonntag Jubilate hieß, sonst hätte er wohl ein anderes vorgezogen. Von Freudigkeit war auch so nicht viel darin zu spüren. Gestoßen habe ich mich an der altertümlichen Liturgie, die mit den Worten schließt: „Du heilige Dreieinigkeit, sei hochgelobt in Ewigkeit!“ Auch wurde auf eine merkwürdige Art die Kollekte eingezogen. Der Siegrist ging während des Gesanges mit einem Sack à la Schmetterlingsgarn, das er an einer langen Stange trug, von Bank zu Bank und streckte jedem diese Betteltasche unter die Nase!“

In einem andern Brief gibt er über Prof. Herrmann folgendes Urteil ab: „Ich höre nun bei Herrmann Ethik und Dogmatik und bin auch bei ihm im systematischen

Seminar. Ich begreife nun, daß alle, die hier waren, begeistert sind von ihm; er ist wirklich eine Persönlichkeit, wie man sie selten findet, frei und äußerst ehrlich, verbunden mit einem fast furchtbaren Ernst. Man sagt von ihm, er wirke physisch auf die Zuhörer ein, und es ist wirklich etwas daran."

In einem spätern Brief äußerte er sich folgendermaßen: „Mit der Herrmann'schen Gedankenwelt bin ich jetzt ziemlich vertraut geworden, da ich Dogmatik und Ethik zusammen höre. Er hat mir wirklich sehr viel gegeben, einerseits durch die grundlegenden Prinzipien seiner Theologie und Ethik und anderseits durch seinen mächtigen persönlichen Einfluß. Wenn er mich auch intellektuell nicht überall ganz befriedigt, d. h., wenn mir manche seiner Schlüsse und Beweise nicht ganz einwandfrei erscheinen, so hat er mir doch praktisch den Weg gezeigt, der uns zu Gott führen kann."

Über die Universität macht er folgende Angabe: „Wir sind hier 150 Theologen, darunter 9 Schweizer, 6 deutsche und 3 französische. Im ganzen zählt die Universität gegen 1500 Studenten, was noch nie dagewesen ist. Man begreift kaum, wo die in Marburg alle Platz haben." Und wieder in einem andern: „Gestern abend waren wir bei Budde, dem Alttestamentler, zu Bier und Nikotin eingeladen. Wir saßen gemütlich in dem mit Lampions erleuchteten Garten. Unsere Professoren wohnen hier alle wie im Paradies. Jeder hat eine hübsche Villa; die „theologische Armut" tut ihnen offenbar nicht stark weh."

Aufschlußreich für Paul Hallers theologische Stel-

lung ist wiederum folgender Brief: „Große Freude habe ich an der neuerscheinenden Sammlung von „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern", deren erstes Heft, „Die Quelle des Lebens Jesu", bereits im Buchhandel ist. Ich denke, Du wirst es kennen; wenigstens davon gelesen oder gehört haben. Wernle hat es geschrieben, und der Preis ist so niedrig, daß jeder, der sich darum interessiert, es sich anschaffen kann. Mir scheint, es sei höchste Zeit, daß endlich die sichern Ergebnisse der Wissenschaft auf diesen Gebieten in leichter Form auch den gebildeten Laien zugänglich gemacht werden. Auf diese Weise können erstens Leute, die auf den Buchstaben schwören, aufgerüttelt werden und zweitens andere, die in dem Vorurteil stecken, die Theologie stecke noch im Mittelalter, von diesem Glauben geheilt werden."

Vor 14 Tagen war hier eine Studentenversammlung, in der der Sekretär des Evangelischen Bundes, Lic. Brönnlich, einen flammenden Vortrag über „Ultramontanismus und Protestantismus am Anfang des 20. Jahrhunderts" hielt. Im Anschluß daran wurde eine starke akademische Ortsgruppe des Evang. Bundes gegründet. Der Kampf gegen Rom, Centrum und Bülow ist hier (überhaupt in Deutschland) so erbittert, daß die nächsten Jahre Aufregung genug bringen werden. Die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes wird als ein Schlag ins Angesicht der protestantischen Majorität aufgefaßt, die ja bekanntlich im Reichstag vom katholischen Centrum geknechtet wird. Ich finde diese Kulturkampfstimmung sehr berechtigt; denn wenn die Entwicklung so weiter geht wie bis jetzt, so wird das

Land Luthers allmählich wieder unter Roms Flügel zurückkehren. Möglich ist, daß man zu schwarz sieht, aber die Gefahr ist jedenfalls groß. Was die Jesuiten in einem Staatswesen zustande bringen, dafür hat man ja Zeugnisse mehr als genug."

In einem freien theologischen Verein fand er auch Anschluß an deutsche Studiengenossen. Mit solchen und mit seinen Schweizer Kameraden unternahm er gelegentlich Ausflüge in die hübsche engere und weitere Umgebung Marburgs. So verlebte er ein abwechslungs- und inhaltsreiches Semester, in dem ihm die Stadt ans Herz wuchs. Trotzdem zog es ihn weiter, und zwar nach Berlin.

Die langen Sommerferien verbringt er zu Hause. Dann wendet er sich, wiederum von einem der früheren Reisegenossen begleitet, nach der deutschen Reichshauptstadt. Diesmal geht die Reise über München und Nürnberg, wo natürlich Station gemacht und Kunst genossen wird. Rubens und Rembrandt fesseln ihn ganz besonders und von den neuern Segantini, Böcklin, Uhde, Stuck und Lenbach. Endlich sind sie in Berlin und finden nach langem Suchen im gleichen Hause Unterkunft.

Berlin! Die Großstadt! Welches Erlebnis für einen jungen Menschen mit offenen Sinnen und regem Geist! Die Eindrücke stürmen denn auch auf den Studenten ein. Mit der Fakultät ist er sehr zufrieden, doch spielen die Studien in seinen Briefen eine viel geringere Rolle als in Marburg; es hat zu viel des Interessanten auf allen möglichen Gebieten. Nur einmal äußert er sich,

und zwar gleich im ersten Brief, unter dem Eindruck des Neuen:

Berlin, 4. Nov. 1904.

... „Unsere Fakultät gefällt mir sehr gut, vor allem Harnack. Ich freue mich auf jede Stunde schon lange voraus. Der „große Irrlehrer“, wie er von gewisser Seite gerne genannt wird, tut es gewiß jedem an, der ihn hört. Meine Empfehlung an ihn habe ich bis jetzt noch nicht abgegeben. Er wohnt so weit weg, daß man kaum zu ihm gelangen kann. Bei Paulsen höre ich Pädagogik, die ziemlich viel verspricht. Doch ist sie naturgemäß, wie seine Ethik, nicht sehr tief. Auch Wölfflins Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts gefällt mir sehr gut. Von preussischem Byzantinismus ist an der königlichen Universität nichts zu merken. Im Gegenteil fallen da oft blutige Wige, an denen S. M. keine große Freude haben würde. So sagte leßt hin Wilamowitz, der bekannte Historiker,¹ der über die Götter der Griechen liest: Ein rechter Gott und ein rechter König braucht sich gegen Majestätsbeleidigungen nicht zu schüzen! (Tosender Beifall). Ihn selber, den wir Schweizer hier Kronenwirt nennen, um unangefochten kritisieren zu können, habe ich schon zweimal gesehen. Er sieht bedeutend älter aus, als ich ihn mir vorgestellt habe.“ —

Wiederum lockten auch hier die reichen Kunstsammlungen Paul Haller zu eifrigem Besuch. Theater, Konzerte, Oper, all dies glänzende Getriebe der Weltstadt

¹ Sollte heißen Atrophilologe.

nimmt ihn gefangen. Doch noch stärker interessiert ihn das öffentliche Leben. In die politischen und sozialen Verhältnisse sucht er Einblick zu gewinnen und besucht Versammlungen der verschiedensten Art. In seinen Briefen entrollt sich ein lebendiges Bild all dessen, was den Lebens- und Wissensdurstigen interessiert.

17. Nov. 1904. . . . „Seit meinem letzten Brief habe ich drei berühmte Männer kennen lernen, von denen ich Euch etwas erzählen will, nämlich Graf Pückler (Dreschgraf), Pastor Bodelschwingh und General Booth. Die beiden letzten passen besser zusammen als mit dem ersten. Pückler ist der bekannte Antisemit, der in maßlosen Reden und Flugblättern die Juden bekämpft. Von seiner Art zu reden, könnt Ihr Euch in beiliegendem Blatt eine Vorstellung machen, die allerdings hinter der mündlichen Wirklichkeit noch zurück bleibt. Ich war in einer seiner Versammlungen, die jedesmal unter starker polizeilicher Aufsicht stattfinden. Er hatte eine Wunde an der Stirn und erzählte nun zuerst, wie er sie erhalten hatte. „Wie ich da im Hotel de Rome durchs Vestibül gehe, stürzt so ein verdammter Judenlummel auf mich und schlägt mir mit dem Schlagring ins Gesicht; ich packe ihn und hätte ihn halb tot geschlagen; aber leider kam der Portier dazwischen. Ich trage immer meinen Knüppel im Sack, wissen Sie, und hätte man mich machen lassen, so wäre der Satanskern nicht mit dem Leben davongekommen“ usw. In diesem Tone gings weiter unter schallendem Gelächter und Beifall; das Publikum amüsierte sich köstlich, er aber nahm jedes Bravo als volle Zustimmung und tobte und wü-

tete weiter. Als er die Judenverfolgungen in Kischinew als leuchtendes Beispiel aufstellte, ertönten „Pfui“ usw., und bald hätte es eine Prügelei abgeseht. Doch kamen wir ganz wohlbehalten wieder auf die Straße. Die nächste Versammlung wurde nach 10 Minuten aufgehoben; auch seine Flugblätter hat die Polizei konfisziert. In einem Prozeß, den er gegenwärtig führt, hat der Staatsanwalt den Antrag auf Erklärung der Geisteskrankheit gestellt, und nun wird er untersucht. Jedenfalls leidet er an Judenwahn. Etwas Recht hat der Mann ja natürlich; die Juden sind hier eine gewisse Gefahr, und sein Kampf gegen die großen Geschäftshäuser, die Kamischbazare, ist sehr berechtigt; aber er muß nicht von einem Verrückten geführt werden.

Mehr interessiert Euch vielleicht Bodelschwingh.¹ Der ist ein gemütlicher, älterer Mann, sehr lebhaft und temperamentvoll. Er erzählte einiges aus dem Anstaltsleben in Bielefeld, aus der Mission usw. und suchte die anwesenden Studenten dafür zu begeistern. Bevor er kam, erzählte einer seiner Bekannten einige Anekdoten von ihm, die ihn sehr gut charakterisieren. Ein Bettler, dem er nur Unterstützung geben wollte gegen eine gewisse Arbeitsleistung, überfiel ihn auf der Straße und warf ihn in den Straßengraben. Da sagte er ganz ruhig: Nun haben Sie mich da hineingeworfen, nun helfen Sie mir auch wieder heraus. Nachdem das geschehen war, forderte er jenen auf, ihm auch die Kleider

¹ Friedrich v. Bodelschwingh 1831 – 1910. Gründer der großen Anstalten für Epileptische, Schwachsinnige und Geistesranke zu Bielefeld und der Arbeiterkolonien Wilhelmsdorf und Hoffnungstal.

wieder ein wenig zu putzen, was ebenfalls geschah. Dann sagte Bodelschwingh: Guter Mann, Sie müssen in großer Not sein, daß Sie solche Sachen machen; kommen Sie mit mir, wir wollen sehen, was wir für Sie tun können. So brachte er ihn auf einen andern Weg. Oder ein anderes Stückchen: Bodelschwingh hatte den Landtag von Westfalen um Bewilligung einer größern Summe gebeten. Zufällig fuhr er einmal über Münster und hörte, daß die Kommission, die darüber zu beraten hatte, eben Sitzung habe. Das war am Morgen vor 7 Uhr. B. steigt sofort aus und geht ins Hotel, wo die Herren logierten und fragt den Schuhputzer, ob er den Präsidenten sprechen könne. ‚Nein, das geht nicht so früh.‘ ‚Melden Sie mich nur an!‘ ‚Nein, dann verliere ich meine Stelle.‘ ‚Wem gehören denn die Stiefel hier?‘ ‚Dem Präsidenten.‘ Bodelschwingh nimmt die Stiefel, und klopft beim Präsidenten an. Der erwartet seine Stiefel und öffnet. B. tritt ein, bittet ihn für die Bewilligung der Summe zu stimmen, und als jener zögert, erklärt er ihm, er gebe ihm die Stiefel nicht, bevor er ja sagte. Jener sagt zu, und Bodelschwingh entfernt sich, wiederholt aber das gleiche Manöver bei allen Mitgliedern der Kommission. Beim Frühstück treffen sich die Herren und jeder glaubt, dem andern den Spas erzählen zu können. Da stellt sich heraus, daß alle ihr Wort abgegeben hatten, und somit war die Sache ohne weiteres bewilligt. Dies ist nicht etwa Poesie, sondern Wahrheit, und der Mann sieht auch ganz so aus, als ob er jeden Augenblick so etwas leisten könnte.

Gestern war hier preussischer Bußtag; am Nachmit-

tag war große Heilsarmeeversammlung im Zirkus Busch, bei der General Booth sprach. Ich schätzte die Zahl der Zuhörer auf zirka 5000 und zwar waren ziemlich alle Stände vertreten. Booth ist trotz seiner 75 Jahre noch rüstig; sein Bild werdet Ihr wohl kennen: ein scharf geschnittenes Gesicht mit ziemlich großer Nase und einem langen weißen Bart. Er sprach englisch; neben ihm stand der Dolmetscher, der jeden Satz fließend übertrug, sodaß man nicht viel verlor. Der General spricht mit einem prächtigen Enthusiasmus und die Wirkung war auch danach. Die ganze Volksmenge horchte in gespannter Aufmerksamkeit, und am Ende traten 70 Personen zur Heilsarmee über und zwar wieder Leute aus allen Ständen. Man kann ja über die Heilsarmee verschieden denken; aber wenn man hier in der Großstadt den Gegensatz sieht zwischen dem Pöbel und diesen Leuten, so muß man sagen: Man kann nur wünschen, daß sie recht großen Erfolg haben. Es steckt vieles, sehr vieles vom ursprünglichen Christentum drin, und solange sie Leute über sich haben wie Booth und viele Offiziere, die ich hier sah, so ist die Gefahr der Veräußerlichung, die ja ohne Zweifel sehr groß ist, wohl zu beschwören. Zuwider ist mir die Wirkung mit sinnlichen Mitteln, die Paukenmusik usw.; aber doch habe ich hier gesehen, welch ungeheuren Einfluß das auf das Gemüt der Menschen macht. Im ganzen Zirkus sah man nur ernste Gesichter und wer lachte, tat es sehr verlegen. Vielleicht ist die Wirkung auf die, die nicht übertraten, noch größer und wertvoller; von jenen bleiben doch kaum die Hälfte wirklich dabei. Man vergleiche das Wirken

der Heilsarmee hier in Berlin einmal mit dem der „kirchlichen Kreise“ nach System Mirbach. Da wird ein großes Wohltätigkeitsfest arrangiert, man tanzt und trinkt und amüsiert sich, und dabei ist es ein so schönes Gefühl zu denken, daß das den Armen zu gute kommt!! Woher das Geld kommt, ist egal, ob von Juden oder von einer dem Konkurs nahen Bank, non olet. Nade hat darüber in Nr. 45 der Christl. Welt einen treffenden Artikel geschrieben. Ich höre ein Kolleg über innere Mission; da hört man ein wenig, wie die Sache hier betrieben wird. Es bestehen unzählige Vereine, die alle der Armut abhelfen wollen, da zahlt man seinen Beitrag und kann Wohltätigkeit üben, ohne selbst mit den Armen zu verkehren, was sich doch nicht schickt und auch unangenehm ist. Die Heilsarmee geht zu allen Leuten, beeinflusst sie nicht nur mit Geld, sondern durch persönliches Nahetreten, und das ist gewiß mehr wert, als große Weihnachtsbescherungen, wo dieselben Kinder, wenn sie frech genug sind, sich 5 bis 6 mal beschenken lassen können. Aber hier ist alles recht, wenn man nur gut orthodox, kirchlich und kaisertreu ist.

Bei Harnack habe ich nun die Empfehlung abgegeben. — Im Theater habe ich den Lohengrin gehört und in einem Konzert Frau Welti-Herzog. Sie hat ihre Stimme noch keineswegs verloren, wie man oft behauptet, sie singt noch wie eine Nachtigall. Auch die Schöpfung von Haydn habe ich gehört. Man hat hier eben Konzerte zu ziemlich kleinen Preisen, was sehr angenehm ist.“ ...

2. Dezember 1904.

... „Seit ich hier bin, werde ich immer besser republikanisch und schweizerisch gesinnt; ich lese hier fleißig den ‚Vorwärts‘, daneben auch die ‚Kreuzzeitung‘ und ähnliche Presseprodukte und sehe immer mehr, daß vieles faul ist im Staate Deutschland. Vor dem Kaiser habe ich sozusagen allen Respekt verloren (und ich hatte wirklich). Er tut wirklich nichts anderes als Denkmäler enthüllen, Jubiläen feiern, Jagden abhalten und — Telegramme verfassen. Wo er seine Zeit zu Staatsgeschäften hernehmen sollte, sieht man nicht ein, besonders wenn er daneben Künstler, Kanzel- und anderer Redner usw. ist. Heute las ich folgende Notiz im Vorwärts: Der Graf so und so hat auf der Jagd vor dem Kaiser ein aus erratischen Blöcken errichtetes Denkmal enthüllt mit folgender Inschrift: S. M. der Kaiser und König Wilhelm II. erlegte an dieser Stelle am 2. Dezember 1902 allerhöchst seine 50 000. Kreatur, einen weißen Fasanenhahn.!!! Der Kopf dieses Grafen scheint auch aus einem erratischen Block errichtet zu sein. Ekelhaft ist auch die Russenriecherei, die hier en gros betrieben wird, um dem Väterchen in Petersburg zu schmeicheln. Es sollen Spitzel immatrikuliert worden sein, um die russischen Studenten zu überwachen! Der Reichskanzler sprach von der „gemeinen Bande“ der russischen Studenten; darauf richteten diese eine Protestadresse an ihn, und alle, die unterzeichnet hatten, wurden ausgewiesen! Frei ist der Bursch!?!..... Am Mittwoch Nachmittag war ich im Reichstag. Man erhält Karten auch ohne Empfehlung, nur muß man früh am Morgen

hingehen. Es war sehr wenig interessant; doch habe ich mir einige von den bekannten Herren angesehen (mit dem Feldstecher). Es wird schon noch aufgeregte Sitzungen geben, wo man etwa den Bebel sprechen hören kann. Mit den Zeitungen ist es hier sehr bequem. Man bezahlt in der akademischen Lesehalle 3 Mark pro Semester und hat da Zeitungen aus aller Herren Länder. Aus der Schweiz sind da die Basler Nachrichten, Zürcher Zeitung, Bund, Journal de Genève. Schade, daß das Brugger Tagblatt nicht auch hier ist; ich würde es gerne lesen. — Am Samstag (also morgen) gehe ich in den Faust, worauf ich mich sehr freue. Doch wenn das Spiel nicht ganz gut ist, so wird man dabei leicht enttäuscht. Ich habe Matkowsky, den berühmten Tragöden, als Othello gesehen. Er war großartig. Ich weiß nicht, ob er den Faust spielt und ob er dazu passen würde.“

Berlin, 15. Dezember 1904.

(An den Vater!)

..... „Nicht wahr, Du erlaubst mir, auch noch ein Wort über die Sozialdemokratie und ihre Kritik zu sagen? Ich bin weit davon entfernt, alles zu unterschreiben, was von ihnen geschrieben oder gesprochen wird. Solange sie die materialistische Weltanschauung quasi zum Parteidogma machen, könnte ich sowieso nie mit ihnen gehen. Über den Wert ihrer sozialen Theorien und Forderungen bin ich mit mir selber noch lange nicht im Reinen. Aber gerade wenn ich die jetzige Reichstagsdebatte betrachte, so scheint mir keiner viel vernünftiger gesprochen zu haben, als Vollmar oder Bebel. Streicht

man die konventionellen Redewendungen und Phrasen, die ja immer dabei sind; so bleibt doch eine sehr sachliche Kritik zurück. Wären die Freisinnigen etwas wert, so sollten sie es auch merken lassen; aber weder sie noch das Zentrum noch die Rechte scheinen mir etwelchen Elan zu haben. Mag man Bülow's Wigrede als ge- oder mißlungen betrachten, so bleibt jedenfalls der Eindruck, die ganze Debatte sei nichts gewesen als eine Auseinandersetzung mit der äußersten Linken. Daß keine Partei durch wirklich sachliche Auffassung der Dinge das verhindern konnte, spricht, wie mir scheint, nicht zu ihren Gunsten. Aber ganz abgesehen vom Reichstag sehe ich hier, wo ich Zeitungen aller Richtungen lesen kann, daß die rote Presse die einzige ist, die den Mut findet, gegen den überhand nehmenden Byzantinismus energisch Front zu machen. Mir scheint die Zukunft Deutschlands sehr trübe zu werden, eben weil keine starke Mittelpartei da ist; die beiden Extreme, Sozialdemokratie verbunden mit Atheismus einerseits, Zentrum und Rechte verbunden mit starrer Orthodoxie andererseits zerfleischen sich, und der goldene Mittelweg bleibt unbetreten. Soll ich aber meine Sympathien einer von diesen Richtungen schenken, so stehen sie auf der linken Seite. Ich bin ja wohl noch zu jung und unerfahren, um in solchen Dingen ein wirklich klares Urteil zu haben; ich sehe mir aber die Sachen mit beiden Augen an und suche mir Klarheit zu verschaffen. Mit Berlinern habe ich noch nie über diese Dinge gesprochen; allerdings schon mit andern Norddeutschen, besonders in Marburg. Ich glaube nicht, daß diese den Eindruck bekamen, ich sei ein bornierter

Republikaner; ich habe immer versucht, das Gute anzuerkennen; aber meine Meinung habe ich immer offen heraus gesagt, vielleicht wirklich hie und da zu schroff. Ich werde dabei sehr leicht warm, nicht nur wegen des Prinzips, sondern auch, weil mir Deutschland, mit dem ich ja als Germane sehr gerne sympathisieren möchte, am Herzen liegt. . . . Doch nun genug Politik! Am letzten Sonntag Morgen früh nach 6 war ich in einer sogenannten Schrippenkirche ganz im Norden. Da erhalten Obdachlose jeden Sonntag Morgen eine Tasse Kaffee und zwei Schrippen (Semmeln), und dann wird ein Gottesdienst gehalten und ihnen allerlei Rat erteilt. Ich habe geholfen bei der Bedienung usw., was ganz interessant war. Es ist schrecklich, was da für Leute ohne Arbeit und Heimat sind, junge und alte. Es waren über 600 da, was natürlich nur ein kleiner Teil von allen ist. Zufällig kam auch Bodelschwingh dahin und sprach zu den Leuten; nachher saß man zusammen, und dabei habe ich ihn über vieles reden hören. Es ist geradezu phänomenal, was der Mann für ein praktisches Geschick, eine Routine zur Organisation hat!

In einem andern Briefe wieder gibt der Student eine Schilderung vom Leben und Treiben und dem Verkehr in den Hauptstraßen Berlins, vom Weihnachtsmarkt, von einem Besuch in dem neu errichteten Warenhaus Wertheim, das ihm als Zeichen der immer kapitalistischer werdenden Wirtschaft großen Eindruck macht. „Er hat, so viel ich weiß, über 2000 Angestellte und ganz wahnsinnige Dimensionen. Wer noch nicht an die Anhäufung des Kapitals glaubt, soll sich das mal an-

sehen. Da kannst du alles haben, was du willst, Buchhandlung, Kunsthandlung, Kleider, Möbel, Uhren usw. usw. Sogar Billete für alle Theater in Berlin. Auch eine große Restauration ist darin und unten ein Palmenhain, in dem einige Vögel sehr schön singen. Natürlich ist jetzt, in der Weihnachtszeit, alles noch viel prächtiger als sonst. Die Kehrseite der Großstadt hat man hart daneben. Auf der Straße stehen Scharen armer Kinder, die kleine Artikel verkaufen, Zündhölzer usw. Ich habe Mädchen darunter gesehen, die gewiß höchstens 4 Jahre alt waren. Einige sind ängstlich und verschüchtert, andere aber frech. Man kann sich denken, was später aus diesen armen Kleinen wird.“ . . .

Wieder ein andermal weiß er eine spiritistische Sitzung zu schildern, der er als sehr kritischer Besucher beigewohnt hat. Dann wieder bilden Theater, Literatur und Politik den Hauptinhalt seiner Briefe. Aufschlussreich über sein Verhältnis zur neueren Literatur ist ein Brief vom 19. Januar 1905. Darin heißt es:

„. . . Bei Weltis habe ich meinen Besuch abgestattet am Dienstag vor acht Tagen und gleich ein Billet für den Don Juan bekommen, in dem Frau Welti die Anna sang. Sie selbst habe ich zu Hause nicht gesehen, weil sie sich eben vorbereitete, doch habe ich sie mit vieler Freude gehört. Sie sang ganz wunderbar. Überhaupt hat mir der Don Juan sehr gut gefallen, besser als Wagner. Im Schillertheater habe ich am letzten Samstag den Fuhrmann Henschel von Hauptmann gesehen. Ich kann nun einmal dem so oft gehörten Urteil über die modernen Dichter nicht beipflichten. Der Fuhr-

mann Henschel ist eine gewaltige Gestalt und wirkt in hohem Grade ergreifend und ethisch in sozialer Richtung. Es scheint mir ähnlich zu sein, wie bei der Malerei. Abgesehen von großen Fehlern und Unarten, die in einer suchenden Zeit, die ein Neues herausbildet, unvermeidlich sind, bleibt ein starker Kern neuen Wahrheitsgehaltes, hier vor allem ein gesunder Realismus und das Interesse an sozialen Problemen.

Am letzten Sonntag war ich in Potsdam. Das wirkt wie eine Befreiung aus dem Gefängnis, wenn man aus Berlin in dieses altväterische Nest und den schönen Park von Sanssouci kommt. Potsdam hat zwar über 60 000 Einwohner, aber es macht nicht den Eindruck einer modernen Stadt. Ich glaube, die preussischen Könige wollen es alt erhalten, wenigstens soll kein elektrisches Tram gebaut werden an Stelle des Kößlitrans usw. Die Häuser haben vielfach alte Fassaden, ein ganzes Viertel ist holländisch angelegt. Das schönste aber ist Sanssouci. Zwar ist jetzt leider der Park kahl und öde, aber es war ein so tiefblauer Nachmittagshimmel, von dem sich das Schloß abhob, daß man eine Ahnung bekam, wie schön es hier im Sommer ist. Auch das Innere des Schlosses ist schön, doch trotz der Erinnerungen an Friedrich d. Gr. usw. im Vergleich mit der Umgebung langweilig. Sehr schön und interessant ist das Bibliothekzimmer, in dem, wie überhaupt im ganzen Schloß, noch alles dasteht wie zur Zeit Friedrichs. Sehr schön ist es auch bei der Orangerie, vor der 4 große chinesische astronomische Instrumente stehen, die von Waldersee in China „angekauft“, d. h. wie die Kanonen im

Zeughaus gestohlen wurden. Sehr interessant ist eine große Himmelskugel, auf der die Sterne erhöht dargestellt sind, mit Namen versehen und in verschiedene Größen eingeteilt. Die Dinger sollen einige hundert Jahre alt sein. Die Füße dieser Instrumente sind kunstreiche Drachen und andere Scheusäler, deren merkwürdige, gewundene, phantastische Formen sich ganz eigentümlich ausnehmen neben den beiden steinernen Engeln, gestalten zu beiden Seiten und den griechischen Statuen im Hintergrund auf der Fassade der Orangerie. Man sieht greifbar, daß da zwei ganz verschiedene Welten sich zusammengefunden haben. Daß Wilhelm II. lieber in Potsdam wohnt als in Berlin, begreife ich nun vollkommen; er wäre ein Narr, wenn er es nicht täte“

„Sehr interessant ist es jetzt hier, die Zeitungen zu lesen, seit der Streik im Ruhrgebiet ausgebrochen ist. Der ‚Vorwärts‘ hat sich bei der Sache nicht ganz nach meinem Sinn verhalten; er hat immer gehezt und doch dies nie zugeben wollen. Sonst aber stehe ich auf Seiten der Arbeiter. Die Antwort des Syndikats auf die Forderungen war so schroff, und viele der gerügten Übelstände sind so handgreiflich, daß ein Fehlgehen im Urteil kaum möglich ist. Und die preussische Regierung zeigt sich wieder einmal im schönsten Licht. „Gebe Gott, daß es nicht so weit kommt“ sagt Herr Möller im Abgeordnetenhaus, nachdem durch seine Schuld die Vermittlung ausgeblieben war, so lange die Zeit noch günstig war. Nun ist natürlich Gott schuld daran. Das Berliner Tagblatt vergleicht den Minister sehr zutreffend mit dem Greis auf dem Dache, der sich nicht zu helfen weiß.“ . . .

Berlin, 27. Januar 1905.

„Heute ist Kaisers Geburtstag, was für Berlin sehr viel bedeutet, denn das ist der Tag, wo der Kaiserthron seinen Gipfel erreicht. Einige Legionen Polypen stehen Unter den Linden und halten die Straße frei, auf der die fremden Gesandtschaften zur Gratulationscours fahren und die Offiziere zur Parolenausgabe gehen, die der Kaiser vor dem Zeughause losläßt. Da sieht man denn alle möglichen und unmöglichen Uniformen; ganz Berlin wimmelt von Offizieren. Am Morgen war Gottesdienst in der Schloßkapelle, an dem auch die Gesandten und die sonstigen „Spitzen“ der Gesellschaft teilnehmen. Sehr gut wird diese Art Gottesdienst charakterisiert durch die Tatsache, daß er zuerst wegen der Krankheit des Prinzen Eitel Fritsch abgesagt war(!), wie das Diner und die Galaoper. In der Universität findet jeweilen um 12 Uhr eine Feier statt, wo die Behörden in Amtstracht auftreten; ich war aber nicht dabei. Es ist geradezu lachhaft, wie hier so alte gelehrte Häuser Verkleiden spielen und im Dreimaster und goldverbrämten Staatsgewändern herumspazieren. Heut Abend ist in den Hauptstraßen große Illumination der Kaufhäuser. An allen Straßenecken stehen Dutzende von Leuten, die papierene Fahnen mit dem Bild der allergnädigsten Majestät feilbieten. Um 1/2 12 wurden vor dem Schloß Salutsschüsse abgefeuert, doch ohne daß die Kanonen mit Kartätschen geladen waren wie in Petersburg... — Gewiß habt Ihr Euch auch aufgeregt über die Vorgänge in Rußland. Der Friedenszar hat nun seine Maske abgenommen und sich gezeigt wie er ist. Ist er nicht

selber der direkte Urheber des Blutbades, so ist er jedenfalls ein Waschlappen in den Händen seiner Umgebung. Doch muß man ihm jedenfalls einen großen Teil der Schuld beimessen. Ich kann nur sagen: Hoffentlich schläft die Revolution nicht wieder ein, sondern sprengt die alte verfaulte Wirtschaft in die Luft. Jetzt kann es gelingen, solange die Armee im Osten ist, darum drauf, solange die Gelegenheit günstig ist. Ohne Revolution gehts nun einmal nicht, das muß nun wohl jeder einsehen. Die Basler Nachrichten sind schlecht unterrichtet, wenn sie schreiben, die gesamte deutsche Presse sei einig in der Verurteilung des Blutbades. Die offiziellen, sich christlich nennenden preussischen Organe (Kreuzzeitung und Post usw.), sind vielmehr einig in der Verteidigung des Zaren und der Verurteilung der „verbrecherischen Revolution“. Daß erst die Mördererei diese hervorgerufen, scheinen sie nicht wissen zu wollen. Die Post erging sich z. B. in folgender Betrachtung: „Die tapfere Verteidigung von Port Arthur sei nichts gewesen gegen die Heldentat der Petersburger Kosaken“, — die auf wehrlose Leute schießen mußten. — „Die eiserne Disziplin habe hier den Sieg davongetragen zum Heile Rußlands“. Ist da der blutige Hohn, mit dem der Vorwärts dieses Staatschristentum überschüttet, nicht am Platz? Es ist auch ganz sicher, daß der deutsche Kaiser in diesem Fall nicht anders handeln würde als der Zar. Er würde auf die Arbeiter schießen lassen und alles ginge wie dort, nur mit dem großen Unterschied, daß hier die obere Stände auf seiner Seite stünden, während sie in Rußland das Unwürdige des Zarentums

erkennen. Wie die preussische Regierung sich um die Arbeiter kümmert, sieht man beim Streik, wo sie sich ergebenst vor den Unternehmern beugt und sich Grobheiten sagen läßt. Preußen in Deutschland voran, sagt Bülow, ohne zu bemerken, daß er damit in einen groben Anachronismus gerät."

Im Frühling 1905 kehrte Paul nach Marburg zurück, um noch ein Semester unter dem Einfluß Herrmanns zu verbringen. Gerne wäre er noch länger geblieben; aber es hieß nun ans Examen denken. Darum entschloß er sich, für das 8. und letzte an eine schweizerische Universität überzusiedeln, und zwar nach Zürich, wo ich eben mein Studium begann. So lebten wir nun zusammen, er im letzten, ich im ersten Semester. Wir hausten jenen Winter hindurch gemeinsam in einem großen Doppelzimmer an der neuen Beckenhofstraße, und zwar sonderbarer Weise im gleichen Haus, in dem er 15 Jahre später sterben sollte. Da kochten wir uns den Tee zum frugalen Nachtessen, erholten uns am Schachbrett und diskutierten über alle möglichen Probleme. — Im folgenden Frühling 1906 schloß Paul Haller sein Studium mit dem theologischen Staatsexamen ab.

— — — — —
Was aber bedeuten die Studienjahre für die Entwicklung Paul Hallers als Dichter? Um ihn richtig zu verstehen, muß man dessen eingedenk sein, daß hinter Studium und Berufsfrage als lockendes Wunschziel die Dichtkunst steht. Schon dem Gymnasiasten hatte sie als ein Letztes und Höchstes vor Augen geschwebt. Doch

vollzog sich die Entwicklung nicht hemmungslos. Früh schon waren ihm Zweifel an der Echtheit und Stärke seines Talentes aufgetaucht. Wie C. F. Meyer fragte er sich oft: Bin ich echt beflügelt? Und die Produkte jener Jahre waren nicht dazu angetan, sein Selbstvertrauen zu übersteigern. Denn Bleibendes kam damals nicht zustande. Der Gedanke an eine eigentliche Literaturlaufbahn lag ihm vollständig fern; früh schon sah er ein, daß nur ein außerordentliches Talent alles auf diese Karte setzen darf. Das Literatentum aber, das sich mühsam durchschlägt, das mit seinen Produkten hausieren geht und sich der Fron des Journalismus unterziehen muß, war ihm in der Seele zuwider. Auch später konnte er sich nicht dazu entschließen, seine Gedichte den Zeitschriften anzubieten, mit dem voraussichtlichen Erfolg, daß auf eine Annahme 10 Abweisungen kämen. Und je älter er wurde, desto höhere Anforderungen stellte er an sich selber, desto schärfer wurde die Selbstkritik. Daher sind seine Gedichte auch erst nach seinem Tode von mir gesammelt und herausgegeben worden.

Die Briefe beweisen die rege Anteilnahme des Studenten an allen Zeitfragen. Gegenwart und Zukunft beherrschen sein Denken und Empfinden. Diese Abwendung von der Vergangenheit aber ist wohl der Grund, weswegen dem Studenten als Dichter weniger fertiges, abgerundetes gelingt als dem Gymnasiasten.

Denn noch wußte Paul Haller nicht, was in ihm steckte und heraus wollte. Zuerst mußte er das Leben in eigener Berufsarbeit kennen lernen, bevor sich sein künstlerisches

Wollen klärte, das ihn fort von der Historie zur Gegenwart und zur sozialen Dichtung führte.

Die Wendung spiegelt sich auch in den Einflüssen auf literarischem Gebiet wider, denen er sich in jenen Jahren hingibt. Gerhard Hauptmann, Ibsen und Tolstoi gewinnen nun Bedeutung. Zwar wird Paul Haller weder zum Nachahmer des einen noch des andern, aber ihre Gedankenwelt, ihre Einstellung zur Umwelt, die Gesellschaftskritik, die Problemstellung aus dem täglichen Leben heraus, der soziale Unterton, bei den beiden erstern, die religiöse Kraft und grausame Ehrlichkeit bei dem Russen bringen das zum Anschlagen, was in ihm selber verborgen lag.

Diese Umstellung zeichnet sich auch in den poetischen Versuchen der Studentenjahre deutlich ab. Zuerst mühte er sich noch — wie oben erwähnt — einige Zeit mit dem romantisch-historischen Freudenauftoß ab; ferner beschäftigte ihn die sagenhafte Gestalt des Einsiedlers aus der „Bruderhöhle“ am Bruggerberg, wovon ebenfalls ein kurzes episches Fragment vorliegt. Dann aber hören diese fruchtlosen Versuche auf.

Drama und Epos erfordern zudem einen allzu langen Atem. Das scheint Paul Haller eingesehen zu haben. So versuchte er sich nun auf einem andern Feld, wo eher ein Erfolg winken konnte. Er wendet sich zur Novelle.

Im Nachlaß findet sich ein vollständig ausgearbeitetes Manuskript, „Die Spinne“, im Umfang von 90 Seiten. Der Autor hat dasselbe nicht für druckreif befunden und mit Recht. Darum sehe ich ebenfalls von einer Veröffentlichung dieses novellistischen Versuches

ab; doch ist die Arbeit als Entwicklungsstufe interessant. Auch diesmal versuchte Paul Haller es zuerst mit der Versform. Von dem kurzen Bruchstück aber behielt er nur die Einleitungstrophen bei und verwob sie in die Novelle. Sie mögen hier stehen, weil sich in ihnen der Ausgangspunkt in des Dichters eigenem Erleben zu erkennen gibt.

Du Bubenkind, was blickst du kalt hernieder
Auf Festeswogen der vergnügten Menge?
Kein Regen geht durch deine jungen Glieder,
Ob gaffend deine Schönheit man umdränge.

Doch deiner Augen wehmütvolles Starren,
Ein bitterer Zug am Mund verrät dein Leben.
Fühlst du dich wohl in einer Welt voll Narren,
Und von der Menschheit untersten umgeben?

Nun lachst du doch! Du kannst noch scherzen?
Wie reimt sich das zu deiner Augen Trauer?
Willst du die düstern Orte deiner Schmerzen
Umgeben mit des Witzes starrer Mauer?

Ganz kurz zusammengefaßt ist der Inhalt folgender: Wilhelm hat als Gymnasiast an der Messe in B.... (Basel) Interesse für ein Bubenmädchen gefaßt, das die Kameraden neckend die „Spinne“ nennen. 7 Jahre vergehen inzwischen. Nach Vollendung der Studien kehrt er in die Heimat zurück. Wieder ist Messe, und beim Anblick jener Bude mit der großen aufgemalten Spinne taucht das längst vergessene Erlebnis wieder auf. Wilhelm trifft das Mädchen wieder und rettet es vor den Nachstellungen eines Lüftlings, in dem er seinen

Todfeind erkennt. Derselbe hat ihm einst ein Mädchen entfremdet, um es zu verführen und dann zu verlassen. Er nimmt sich, nachdem das Bubenmädchen von seinem brutalen Vater geflohen ist, desselben an, verschafft ihm eine Stelle, und läßt es bilden. Jahre gehen dahin; nun verwirklicht Wilhelm die längst gehegte Absicht und macht die „Spinne“ zu seiner Braut. Aber der Haß gegen den Feind tritt hemmend zwischen die beiden; denn Flora fühlt, daß er stärker ist als die Liebe zu ihr. Und wirklich führt Wilhelm ein Duell herbei. Während desselben hält sich Flora, von innerer Unruhe gepeinigt, in der Nähe, am Ufer des Stromes auf, und wie zwei Schüsse ertönen, stürzt sie sich verzweifelt ins Wasser. Doch stirbt sie zu Unrecht, denn Wilhelm, plötzlich zur Besinnung gekommen, hat die Forderung zurückgezogen, trotz des Hohnes des andern; und beide feuerten in die Luft. Floras Leiche wird weiter unten aufgefunden. Wilhelm aber wandert in die Fremde.

Dies die Fabel. Der Autor hat den Schritt zur Gegenwart zwar getan, doch ist die Romantik noch nicht überwunden; sie lebt weiter im Mesßbudenzauber. Das Hauptmotiv aber ist sozialer Art: die Rettung eines Menschen aus schlimmen Verhältnissen. Darin kündigt sich das Neue an. Stofflich schlägt somit die Novelle die Brücke zur Welt des Juramarelli. Doch welcher Abstand trennt in allem Ubrigen die beiden Dichtungen! In der „Spinne“ ist die Zeichnung der sozialen Verhältnisse noch durchaus unklar, die seelische Motivierung mangelhaft, und die Liebesgeschichte bleibt trotz der leidenschaftlichen Gebärde blutleer und konventionell.

Und doch hat wohl ein Erlebnis der Basler Semester den Gefühlsuntergrund zu diesem novellistischen Versuch geboten, eine Freundschaft und Liebschaft, der folgende Verse gelten:

Am Rhein.

Ich sah bei Tags Beginnen
 Rheinab die Wasser rinnen.
 Heut Nacht sind ihre Wogen
 An dir vorbeigezogen.
 Ob du am Ufer säumtest,
 Ob du im Bette träumtest,
 Mir bringt der Wellen Fliesen
 Ein freundlich Morgengrüßen.
 Im Werden und Vergehen
 Seh ich dein Bild erstehen;
 Aus Wassers Silberblinken
 Seh ich dein Auge winken.
 Ob nie du an mich dachtest,
 Ob du mich gar verlachtest,
 Ob Welle rinnt an Welle,
 Dein Bild bleibt an der Stelle.
 Kind, laß es dich nicht grämen,
 Das kannst du mir nicht nehmen!

(1903?)

Paul löste jedoch die Beziehungen wieder, wenn auch nicht, ohne Reue und Enttäuschung über sich selber zu empfinden, da er sich in seinem tiefsten Wesen nicht ergriffen fühlte. Rückschauend gestaltete er das Erlebnis in dem Gedicht „Der Gürtel des Orion“, das ich als frühestes in die Sammlung von 1922 aufnahm.

Die übrige Lyrik der Studienzeit zeigt wohl gesteigertes Ausdrucksvermögen und größere Sprachkraft; als Ganzes aber befriedigt selten ein Stück. Noch sind die Bilder oft blaß, und abgeschliffene Ausdrücke schleichen sich immer wieder ein. Erst gegen Ende der Studienzeit werden die Akkorde voller. Frische, kräftige Töne erklingen jetzt, wie Paul Haller sie weder früher noch später jemals wieder gefunden hat:

„Im Wolkenbett, beim Donnerfang,
Beim Morgenkuß der Sonne,
Da, Menschheit, wird das Herz gesund
Und atmet Lebenswonne!

So schließt ein Gedicht, das den Titel „Auf der Lägern“ trägt. Leider sind andere Strophen zu unausgeglichen, als daß ich es ganz abdrucken möchte. Für den frischen Lebensmut aber, der den jungen Mann damals zeitweise beselte, ist es bezeichnend. Noch kräftiger, zudem ausgeglichener in der Sprache, ist das folgende:

Wistön im Walde.

Durch des Waldes Tannenhallen
Ging ich sinnend; tiefer, tiefer
Führte mich der Pfad und plötzlich
Stand am Rand ich einer Waldschlucht.
Wasser tosten durch die Spalten,
Nebel wallten, stiegen hochauf;
Stürme brausten; in ein Chaos
Starrt ich staunend, kraftdurchschauert.

Durch die Wälder ging ein Riese;
Wolken flogen um die Lenden,

Seinem Fußtritt barsten Stämme,
Felsen bebten, fuhren in die Tiefe.

Keulen schwang der Kraftgeselle
Schmetternd über alle Stämme.

Donner krachten, aus dem Sturmwind
Jauchzten trokgeschwellt die Worte:

„Alles Morsche, alles Faule
Muß vor meinen Streichen fallen.
Leben wachse, neues Leben,
Glühend zu den höchsten Wolken!“

„Geist, wer bist du?“ Schwach nur schallten
Meine Worte durch den Schlachtlärm.
Laut auf jauchzten alle Winde,
Tausend Donnerbomben plakten!

„Alles Morsche, alles Faule
Muß vor meinen Streichen fallen.
Nenn mich Meister, und als Jünger
Kämpfe für die freie Wahrheit!“

Also sprach er. Keulenschwingend
Mit dem Donner und den Winden
Über Bäume, über Berge
Schritt er in die Welt hinaus.

(1905)

Das beste aber, was Paul Haller in der Studienzeit gelang, das ist jenes Gedicht „Tief im Winter“, Seite 37 der Gedichte, wo Naturverbundenheit und religiöses Fühlen zu inniger Einheit verschmelzen. Einfach und schlicht ist die Ausdrucksweise. Hier hat der Dichter sich zum erstenmal ganz gefunden.

Im Amt

Schon im Sommer 1905 hatte Paul Haller sich im praktischen Pfarrberuf versucht, indem er während mehrerer Monate als Stellvertreter die Pfarrei Kappel im Toggenburg verwaltete. Er hatte damals diese Arbeit als Probe aufgefaßt, ob er für das Pfarramt überhaupt zu gebrauchen sei, oder ob er nicht dazu taugte. Von außen gesehen hatte er sie bestanden, zur innern Sicherheit aber war er doch nicht gelangt. Deshalb beeilte er sich im Frühling 1906, nach bestandnem Examen und vollzogener Ordination, nicht, ins Amt zu kommen, sondern sein Streben ging nochmals hinaus in die Welt. In Frankreich und England suchte er nach einer Hauslehrerstelle, wäre aber auch anderswo hingezogen, wenn sich ihm eine Türe geöffnet hätte. Inzwischen versah er noch für einige Wochen eine Stellvertretung in Birr im Aargau, dann aber wandte er sich im Juni nach Paris, um von hier aus sein Glück zu versuchen. Er hoffte da leichter eine Stelle zu finden als von zu Hause aus. Noch einmal genießt er nun die völlige Freiheit. Die reichen Kunstschätze des Louvre und des musée du Luxembourg werden besichtigt; Versailles und besonders Notre Dame vermitteln tiefe Eindrücke, und in Paris geht ihm auch die starke Kunst Rodins auf. Doch wieder, wie in Berlin, interessiert das öffentliche Leben ihn ebenso stark wie der ästhetische Genuß. Er stattet dem Parlament einen Besuch ab, in erster Linie, um

Jean Jaurès, den großen Sozialistenführer, zu hören und zu sehen. — Ein Niederschlag der Pariser Eindrücke findet sich auch in Paul Hallers Dichtung. Die Ballade „Kutscherlümme!“ geht auf einen Eindruck dieser Wochen zurück; das Gedicht selber ist freilich erst Jahre später entstanden. — Nach Monatsfrist brach er seinen Aufenthalt ab. Da sich die gewünschte Stelle nicht gefunden hatte, entschloß er sich, ein Vikariat an der deutschen Gemeinde in Neuenburg anzunehmen. Vorher aber erfüllte er sich noch einen langgehegten Herzenswunsch. Er machte einen Ausflug nach Boulogne, um das Meer zu sehen und wenigstens einen Blick nach England hinüber zu werfen.

In der ersten Juliwoche traf Paul Haller auf seinem neuen Wirkungsfeld ein. So angenehm ihm auch die Übernahme einer ernstern Arbeit war, so schwer fiel ihm anfänglich, nach den Wochen des reinen Genießens, das Amt. Besonders lag ihm das Predigen schwer auf dem Herzen, da er bald herausfühlte, daß seine freie Auffassung nicht recht zu der streng orthodoxen Gemeinde passe. Doch sammelte er trotzdem mancherlei wertvolle Erfahrungen. Neu und interessant war für ihn die Seelsorge im Zuchthaus, doch äußert er sich sehr skeptisch über den Erfolg solcher geistlicher Tätigkeit. Seine erste Funktion daselbst schildert er wie folgt: „Um 1 Uhr ging ich mit Herrn Pfr. G. zu einer Beerdigung in ein Haus und um ½2 ins Zuchthaus. Dort hatte ich nur 3 Zuhörer, jeden in einem besonderen Kasten, und da war es mir viel leichter zu reden, weil es mehr eine Unterhaltung war. Allerdings schließ noch einer von den

dreien, und ob die andern zwei zugehört haben, weiß ich nicht. Es ist jedenfalls oft eine mißliche Sache, im Zuchtthaus zu predigen. Herr Pfarrer G. sagte zwar, er habe schon sehr erfreuliches erfahren; ich bin aber nicht recht des Glaubens, daß da sehr viel heraus schauen kann. Man müßte etwa die Gabe haben wie Bodelschwingh, um diesen Leuten etwas geben zu können. Allerdings gibt es ja sehr verschiedene unter ihnen, aber der Großteil ist eben von Jugend auf verdorben, und durch die Gesellschaft im Zuchtthaus werden sie es erst recht, wie mir auch der Wärter gesagt hat.“ — Diese Überzeugung hat Paul Haller später auch im „Jura-marelli“ verkörpert in der Gestalt von Marcilis Vater. — Bis zum Oktober blieb Paul Haller in Neuenburg. Dann trat die Frage an ihn heran, ob er sich nun ernsthaft dem Pfarrberuf widmen wolle, in fester Stellung.

Inzwischen war nämlich eine Pfarrei seines Heimatkantons frei geworden, Kirchberg bei Aarau. Schon vom Juli an hatte ihn diese Stelle innerlich beschäftigt, doch kam die Angelegenheit erst im Oktober zum Abschluß. Die Nähe von Aarau und die reizende Lage der Pfarrei lockten ihn. Doch fühlte er sich oft noch unfähig, eine dauernde Pfarrstelle zu übernehmen. Schließlich entschloß er sich dennoch, den Schritt zu tun, als ihn die Anfrage der Behörde einer eigentlichen Anmeldung überhob. Am 14. Oktober 1906 schreibt er den Eltern:

„Nun bin ich also Pfarrer von Kirchberg, wenigstens was an mir liegt. Ich habe gestern die Zusage abgeschickt und bin nun wenigstens zufrieden, daß ich weiß, woran ich bin. Ich war am Anfang der Woche schon

ziemlich entschlossen, nachher aber kam es mir wieder anders, und am Samstag Morgen war ich auf dem Punkt nein zu sagen. Diese Unentschlossenheit liegt ja in unserer Familie, ich habe aber sehr darunter gelitten und bin nun froh, den Entschluß gefaßt zu haben. In jedem Fall darf ich mir sagen, daß ich nicht leichtsinnig in die Sache hineingegangen bin. Hätte es sich nur darum gehandelt, dem Aufenthalt in der Fremde zu entsagen, so wäre es mir leichter gegangen; ich sagte mir aber: entweder versuchst du nun dein Leben als Pfarrer oder steckst die Theologie auf, wenigstens vorläufig. Noch jetzt sage ich mir, vielleicht wäre es besser gewesen. Ich habe aber die Hoffnung, daß ich mich immer mehr ins Amt hineingewöhnen kann.“

Am 18. November 1906 trat Paul Haller sein Amt in Kirchberg an, in das ihn der Vater selber einführte. Zu seiner Kirchengemeinde gehörten die beiden Dörfer Rüttigen und Biberstein, von denen das erstere etwas über 2000, das letztere um 800 Seelen zählte. Landwirtschaft bildete die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, die, ein zäher Bauernschlag, den Jurahängen in harter Arbeit mit Pflug und Karst den Lebensunterhalt abringt. Doch waren schon damals beides nicht mehr reine Bauerndörfer; ein Teil der Bevölkerung, besonders viele junge Leute beiderlei Geschlechts, arbeitete in den verschiedenen Fabriken Aaraus, oder auch in der in Rüttigen befindlichen Seidenspinnerei.

Die Antrittspredigt des jungen Pfarrers ist ein sprechendes Zeugnis für den Ernst und die vollkommene Ehrlichkeit, mit der Paul Haller an seine Aufgabe her-

antrat. Brachte der junge Pfarrer auch noch keine abgeschlossene religiöse Überzeugung mit, so hatte er doch eines, ein warmes Herz für die Menschen; er wollte ihnen ein verstehender Helfer sein in ihren Leiden und Nöten. Insbesondere hatte er Verständnis für die sozialen Aufgaben, die er in seinem Amte eingeschlossen sah. So lebte er sich denn auch ziemlich rasch in die neuen Verhältnisse ein; sein offenes, gerades Wesen, dem jeder äußerliche geistliche Anstrich zuwider war, ließ ihn bald engere Fühlung nehmen mit seinen Gemeindegemeinschaften. Dabei kam ihm die Vertrautheit mit dem Landleben zugute; sie gestattete ihm innern Anteil zu nehmen an der Arbeit, an den Leiden und Freuden des Bauernstandes, und sich rascher einzuleben, als es einem Stadtmenschen je möglich gewesen wäre. Seiner aktiven Natur gemäß faßte Paul Haller auch sein Amt auf. Wo er Schäden sah, da scheute er sich nicht, den Finger auf die Wunde zu legen und Kritik zu üben. Dabei war ihm alle Diplomatie fremd, und seine Art die Wahrheit, so wie er sie sah, gerade heraus zu sagen, schaffte ihm gelegentlich heimliche oder auch offene Gegner. Dies besonders in einem Punkte, nämlich im Kampf gegen die Alkoholnot, die er in seiner Gemeinde vorfand. Paul Haller war mit einer Seite seines Wesens von jung auf ein geselliger, sinnesfreudiger Mensch gewesen. Als Gymnasiast und auch noch als Student hatte er fröhlich bei Wein und Bier geschwärmt; doch bereits gegen das Ende der Studienzeit, als er tiefer in die sozialen Zusammenhänge hinein zu sehen begann, trat ihm diese Frage in einem andern Lichte entgegen. Nun

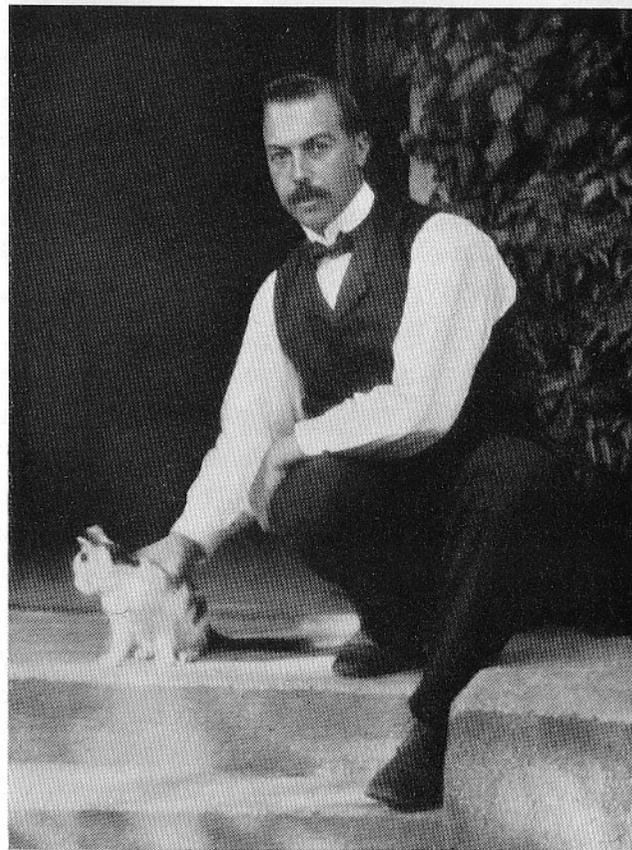
als Pfarrer sah er, daß er Stellung beziehen müsse, wenn er mit Überzeugung den Kampf gegen den Volksfeind führen wolle, als den er die Trunksucht erkannt hatte. So trat er rein aus sozialen Gründen zur Abstinenz über, um durch das eigene Beispiel zu wirken.

Als er später, gegen das Ende seines Lebens, durch die Psychoanalyse zu einer andern Anschauung der Dinge gelangte, sah er seine Enthaltenssamkeit als eine mehr von außen her übernommene Verpflichtung an, die im Grunde seinem tiefsten Wesen fremd sei. Darum gab er sie wieder auf, ohne Rücksicht darauf, daß dieser Schritt ihm als Inkonsequenz der Lebensführung ausgelegt werden könnte. Doch blieb er äußerst mäßig. Nur wollte er sich ganz frei fühlen.

Am meisten Freude bereitete dem jungen Geistlichen der Jugendunterricht. In seiner unmittelbaren Art gelang es ihm wohl, an die Jugend heran zu kommen, und er suchte in ihr Interesse zu wecken für alle tiefen Lebensfragen. Wie schmerzte es ihn, wenn er gelegentlich auf Ablehnung oder Verständnislosigkeit stieß, wie sehr aber freute er sich, wenn er fühlte, daß ihm Berührung von Mensch zu Mensch, von Seele zu Seele gelungen sei. Bei den Kindern war es ihm am wohlsten. Mit den kleinern Sonntagsschule zu halten, war ihm eine innere Erfrischung. Hie und da sprang er, bei längerer Abwesenheit eines Lehrers, auch in der Alltagschule hülfreich ein. Wie sehr er an der Jugend hing, zeigt eine Klage, die er während seines spätern Studienaufenthaltes in Zürich äußerte, daß er sich oft wie ein

Ausgestoßener vorkomme, weil ihn auf der Straße kein Kind mehr grüße.

Bald fühlte sich Paul Haller mit seinem Wirkungsfeld innerlich verbunden. Das hochgelegene, alte Kirchlein und das efeuumspinnene Pfarrhaus wuchsen ihm ans Herz wie eine zweite Heimat. Mit seinem Sigrift und dessen kinderreicher Familie, den einzigen nähern Nachbarn, stand er auf vertrautem Fuß. Manchen Winterabend saß er in der heimeligen Bauernstube auf dem K unstofen, rauchte seinen Stumpen, plauderte und diskutierte mit dem Vater über Tagesfragen, über Landwirtschaft und über Abstinenz; denn in dem Punkt gingen die Ansichten des Sigrifts, der selber ein Weinbauer war, und die des Pfarrers auseinander, was aber dem guten Verhältnis keinen Abbruch tat. Oder er saß mit am Tisch und half Nüsse aufklopfen, neckte die Mutter und scherzte nach Herzenslust mit den Kindern. Hier sei auch noch eines Menschen gedacht, der ihm — nebst seinem Hündchen und seinem Kästchen — das große Pfarrhaus wohnlich machte. Es war das seine Haushälterin, deren tüchtigem Wesen und lauterem Charakter er im Juramareili ein Denkmal setzte. Züge von ihr tragen sowohl die „Bäsi“ wie auch die Köchin der welschen Herrschaft, bei der Mareili dient. Mit ihr, der einfachen Frau, in deren Wesen sich Herbsheit mit viel Herzensgüte und Mutterwitz verband, blieb er bis zu seinem Tode befreundet. Nach dem Weggang vom Kirchberg schreibt er ihr: „Ich möchte Ihnen noch einmal sagen, wie dankbar ich Ihnen bin für alles, was Sie mir gewesen sind. Von Anfang an bis ans Ende



Paul Haller
1909/10
auf Kirchberg

haben Sie mit großer Hingebung und Treue nicht nur äußerlich Ihre Arbeit getan, sondern mir ein schönes Heim bereitet, wo es mir wohl war. Sie haben nicht an sich gedacht, sondern Ihre ganze Kraft in den Dienst Ihrer Aufgabe gestellt. Sie haben dadurch wohl am meisten dazu beigetragen, daß mir der Kirchberg eine liebe, unvergeßliche Heimat geworden war. Und wenn ich oft dennoch unzufrieden schien, so wissen Sie, daß andere Gründe dafür da waren. — Oft hatte ich das Gefühl, wir seien eigentlich wie Bruder und Schwester zusammen, und ich hoffe, daß diese Freundschaft dauern werde. Das wird uns beiden die schönste Erinnerung an den Kirchberg sein, auf dem wir zusammen gearbeitet, manche ernste und manche frohe Stunde erlebt haben.“

Auch die Landschaft wurde ihm zur Heimat. Wie liebte er es, im Frühling durch das Kirschbaumübersäte Land zu wandern, und wie manchen Sommerabend ließ er, nach vollbrachtem Tagewerk, von der Bank unter der mächtigen Kirchhoflinde aus den Blick auf dem weiten Aaretal ruhen, wenn sich die Abendnebel wie Schleier aus dem Schachenland hoben. Und weiterhin schweifte der Blick bei klarer Luft bis zur Alpenkette, deren Zacken von den Glarnerbergen bis zu den Berneralpen sich vom hellen Himmel abzeichneten.

So waren die äußern Bedingungen für ein fruchtbares Arbeiten im Pfarramt gegeben; Paul Haller schien wie geschaffen für diese Wirkungsstätte. Und doch fehlte die Hauptsache, die innere Sicherheit, die feste religiöse Überzeugung, ohne die ein freudiges Schaffen nicht möglich war. In seinen Predigten verstand er es

wohl, die Gegenwart mit all ihren Fragen heranzuziehen und sie in Beziehung zu setzen zur Botschaft Christi; aber ängstlich vermeidet der junge Pfarrer jede Äußerung eines festen Glaubens, eines klaren Bekenntnisses. So blieb ihm die Predigt, die seit Zwingli im Mittelpunkt der protestantischen kirchlichen Feier steht, immer etwas Zweifelhaftes, wurde ihm mehr und mehr zur Last. Ein Zeugnis für den Ernst und die Ehrlichkeit, mit der Paul Haller um seinen Beruf, um einen festen Glaubensgrund rang, bilden die folgenden Briefe, von denen die ersten drei an mich, die andern an einen Studienfreund gerichtet sind, der sich, ebenfalls im Amt, in ähnlicher Lage befand.

Kirchberg, 29. Nov. 1907.

Lieber Erwin!

„Du begreifst nicht, wie ich Pfarrer sein kann. Darüber will ich Dir ein wenig Aufschluß geben; doch sage ich Dir zum voraus, daß ich es Dir wohl kaum ganz verständlich machen kann, weil es sehr schwer ist, sich so auszudrücken, daß man seinen Seelenzustand genau wiedergibt. Daß ich nicht immer fröhlich dabei bin, zeigt Dir folgendes Stimmungsbildchen, das im letzten Frühling an einem Samstag morgen entstanden ist:

Kommt mich heut ein Ekel an
Über meinem Predigtmachen:
Daß ich andre bessern soll,
Bringt mich diesmal selbst zum Lachen.

Brennt in meinem Busen doch
Anders nicht die Glut der Triebe;

Bin ich doch ein Mensch wie sie
Mit ein wenig Haß und Liebe.

Bin ich doch dem Kästchen gleich,
Das dort durch die Büsche streicht,
Und zum irdischen Genuß
Sich ein Vögelein erschleicht.

Solche und ähnliche Stimmungen der Mutlosigkeit sind nicht selten, gibt es doch kein Amt, das so viel seelische Anstrengung erfordert, wie das Pfarramt. Ich kann Dir auch gleich sagen, daß ich gar nicht sicher bin, daß ich immer im Pfarramt bleiben werde; ich würde es aber als Feigheit betrachten, jetzt schon die Flinte ins Korn zu werfen. Zeigt sich nach mehrjähriger Erfahrung, daß die innere Freudigkeit eher nachläßt als wächst, so ist es dann immer noch Zeit; verloren werden diese Jahre nie sein; denn diese Arbeit bringt mir eine solche Fülle von Menschenkenntnis und Lebenserfahrung, äußerer und innerer, daß ich mir keine bessere Schule denken könnte. Daran ist wohl das schwerste, daß ich schon in jungen Jahren gezwungen bin, beständig den ganzen Ernst des Lebens vor Augen zu haben; das drückt aufs Gemüt und raubt mir die Freude an vielem, was mich einst gefreut hat. Die frohe Jugendlust ist gehemmt; wenn ich's ernst nehmen will, so muß das Amt meine Gedanken stets ungefähr in der gleichen Richtung erhalten. Da ist also die Gefahr der Einseitigkeit, der ich natürlich zu begegnen suche. Kurz, dieser Beruf liegt als eine schwere Last auf mir. Es hängt noch so vieles drum und dran, was Du selber fühlen

kannst; z. B. das Gefühl, auf einem Posten zu stehen, der von vielen als verloren betrachtet wird; als ein ‚Geistlicher‘ zu gelten und vielen Leuten ein Bölimann zu sein usw.

Doch das alles sind Dinge, die noch nicht ganz in die Tiefe gehen. Die rechte Not des Pfarrers fängt erst an, wenn er predigen soll und seine eigene Überzeugung schwankend ist, wenn er Glauben wecken soll und selber keinen hat. Wenn mir solche Stimmungen über den Hals kommen, glaube mir, auf die Länge wäre es nicht auszuhalten. Es gibt Augenblicke, wo ich mir sage, oder vielmehr, wo ich etwa zu hören glaube: Du bist ein Lügner, ein Heuchler. Das fährt wie ein Schwert durch die Seele.

Du siehst, ich bin kein Pfaffe, der kalten Herzens ihm selbstverständliche Ansichten und Dogmen den Leuten aufzwingen will, sondern ich empfinde das ganze Elend des Pfarramtes in unserer Zeit viel tiefer, als es der unfkirchlichste Laie fühlen kann. Warum bleibe ich dennoch?

Einmal weil ich durch mein Studium und durch Erlebnis die Überzeugung gewonnen habe, daß das Christentum wie keine andere Geistesrichtung den Menschen seiner eigentlichen Bestimmung entgegenführt. Höher kann das Ziel nicht gesteckt werden, als es hier geschehen ist, und gründlicher können die Widerstände nicht ins Auge gefaßt und angegriffen werden. Ich glaube auch, daß sich jede Religion mit der Form einer Kirche umgeben muß (dies zeigt die Geschichte), und da die Kirche, in die ich hinein geboren bin, mir vollkommene Freiheit

in meiner Überzeugung läßt, so kann ich wohl darin bleiben, ja ich arbeite mit an der Erziehung der Menschheit, wenn ich nach bestem Wissen und Können dieser Kirche diene.

Viel wichtiger aber als die Stellung zur Kirche ist doch die persönliche Überzeugung. Da darf ich sagen, daß das die schönsten und stärksten Augenblicke meines bisherigen Lebens waren, wo es mir gewiß war, unmittelbar gewiß, daß ich getragen sei von einer höhern geistigen Macht, daß das beste, was ich tue und denke, nur die Ausführung eines höhern Willens sei. Und damit Hand in Hand geht dann das Gefühl einer großen freudigen Tatkraft, eine Sehnsucht, zu wirken und zu schaffen vor allem für andere, eine Liebe vor allem zur leidenden Menschheit. Dieses sich getrieben und getragen fühlen von einer höhern Macht ist Glauben; nenne diese höhere Macht Gott, nenne sie das Universum, oder die Idee des Guten; du bist fromm und hast Glauben, wenn du dich beugst vor allem Guten und Höheren und dich diesen Zielen widmen, weihen willst.

Etwas von solcher innern Stärke und Freude fühlte ich seit ich Herrmann in Marburg kennen gelernt habe. Er hat meinen religiösen Gefühlen eine etwas bestimmtere Richtung gegeben. Von ihm habe ich auch gelernt, daß man nur langsam ein Christ wird, daß Frömmigkeit aus der Lebenserfahrung erwachsen muß. Solange ich hoffen kann, immer tiefer hineinzuwachsen in dieses religiöse Leben, solange darf ich Pfarrer bleiben, nicht als Herr der Gemeinde, sondern als Mitsuchender, meinetwegen als Pfadfinder. Und wenn wieder einmal die

Freude an diesen Dingen und am Beruf durchbricht, dann entschädigt eine einzige Stunde für lange Wochen der Entmutigung und Enttäuschung. Nicht als ob das alles nur Stimmungssache, Mystik sei. Sondern als Niederschlag bleibt ein ziemlich gleichmäßiges sittliches Streben, der Kampf gegen sich selber und dadurch das Gefühl, als befreie man sich oder werde befreit aus den Fesseln des Niedrigen, mit christlichen Ausdrücken: Erlösung von der Herrschaft der Sünde.

Also Ausharren auf dem Posten, solange es geht, hoffen, daß es immer besser geht, aber auch den festen Entschluß fassen, aufzustehen, wenn die Ehrlichkeit es verlangt!"

11. Februar 1908.

„Ich hatte die letzte Zeit sehr wenig übrig zum Schreiben, mußte auch vor allem einen schwierigen theologischen Brief an G. abtun, der mir schon seit Anfang November auf der Seele lag. Auch jetzt ist die Zeit nicht gerade günstig, doch will ich nicht mehr länger verschieben. Theologie und Religion will ich auch diesmal auf der Seite lassen und der Poesie einige Zeilen widmen. Da die Küttiger das liebe Ich immer voranstellen, will auch ich es tun und zunächst von meiner eigenen Ader und ihrem Schicksal reden. Freude am Dichten hätte ich immer noch, die Lust, zu fabulieren überfällt mich hie und da. Ich denke oft daran, kleine Erzählungen zu schreiben, Züge aus dem Küttiger Leben und andere Dinge. Daß meine Zukunft auf der Poesie liegt, wie die Deutschlands auf dem Wasser, glaube ich nicht mehr. Wenn mir einst etwas gelingen

sollte, so würde es wohl irgendwelchen sozialen Zweck haben. Ich sehe, jetzt wenigstens, immer deutlicher die harten Realitäten des Lebens und bin manchmal in Gefahr, darüber die poetische Seite zu vergessen. Das richtige wäre eine Verbindung der beiden Empfindungsarten, wie z. B. bei Gotthelf; aber zwingen kann man das nicht, man muß es in sich wachsen lassen. Kleinere Gedichte entfallen mir immer noch hie und da, z. B. folgendes, das aber keinen Anspruch in irgend welcher Beziehung machen will.

Ich weiß nicht, wer das holde Bild geformt,
Das ich in ahnungsvoller Ehrfurcht grüße.
Ich weiß nicht, wo die Lippen aufgeblüht,
Von denen ich dereinst den Tau mir küsse.

Doch fühl' ich's tief im Herzen, daß du lebst,
Daß irgendwo dein Fuß der Erde schmeichelt,
Und daß das Sonnenlicht, das mir erglüht,
Auch dir die reinen Engelwangen streichelt.

Und tiefer innen noch fleh' ich dich an,
Du wollest meiner Seele Sehnsucht stillen,
Und mir den leeren Becher meines Glücks
Mit deiner Liebe Feuerwein erfüllen.

Ja, von dem Stern, der dich mir näher bringt,
Erglänzt mir heute schon ein heller Schimmer.
Du goldigste, die mir entgegenkommt,
Ich bin dein eigen jetzt schon und für immer."

5. Mai 1908.

.... „Das Predigen gibt mir gegenwärtig gräßlich Mühe; kommt teilweise von der Ermüdung und allge-

meinen Depression. Überhaupt liegt mein Beruf als schwere Last auf mir. Aber nun ist's Frühling draußen und die Schwermut sollte weichen! Wenn nur nicht das Leben so rätselhaft und die Welt so unbegreiflich und das Menschenherz so sehnsüchtig wäre! Immer will man etwas anderes als was man ist und hat. Und immer fühle ich die ungeheuren Widersprüche des Lebens und glaube doch wieder, daß im Christentum der einzige wirkliche Halt ist in diesen Widersprüchen und ein Ausgleich wenigstens in der Praxis, wenn auch die Theorie hinter dem Leben zurück bleibt. Das ist die Schwierigkeit des Pfarramtes, daß es ganz und gar auf persönliche Überzeugung aufgebaut ist, d. h. daß alle Arbeit vom Grund der Seele kommen muß. Das wäre seine Schönheit, ist aber auch seine Gefahr und ist oft eine große Last."

Küttigen, 27. August 1907.

An den Studienfreund:

„Wenn die Briefe sich selber schrieben, so hättest Du schon lange einen erhalten; nun soll es auch so geschehen. Zwar hoffe ich Dich samt Gemahlin bald einmal hier begrüßen zu können; aber so sicher kann ich wohl darauf nicht zählen, und eigentlich hätte ich Dir schon lange verschiedenes zu sagen. Die Karte vom Kollegium der Ledigen wirst Du erhalten haben. Der Aufenthalt in St. Gallen war sehr nett und anregend und hat mir gut getan. Besonders habe ich in diesen Tagen ausgeruht und es auch mit den Vorträgen nicht sehr genau genommen, d. h. ich habe verschiedene geschwänzt. Greyerz

Pfarrer v. Greyerz, damals in Winterthur.

kontra Förster war sehr interessant, doch habe ich keinem vollen Beifall geben können. Förster verstehe ich immer weniger; er spricht immer für die Erhaltung der alten Dogmen, und doch hat man das Gefühl, daß er sie selber nur als Symbole betrachtet. Die Kontroverse drehte sich eigentlich um diesen Punkt, nicht um die Pädagogik. Das Referat hat mir viele Anregungen gegeben und mir einigermaßen den Weg gezeigt, wie ich den Unterricht selbständig durchführen kann. An einen Leitfaden könnte ich mich nie halten. Ich habe nun im Sinne, im Winter die Einteilung des Heidelberger zugrunde zu legen, natürlich mutatis mutandis. 1. Der Mensch und sein Elend (Stellung in der Natur, im Weltall, sittliche, religiöse und soziale Not). 2. Die Erlösung (Jesus und seine Lehre). 3. Das Leben im Geiste Jesu. Wie ich damit durchkomme, muß sich zeigen. Etwas Systematisches muß man geben; ich glaube nicht, daß durch bloße Lektüre von biblischen Stücken, wie Du es gemacht hast, so leicht Klarheit in das verworrene religiöse Denken der halberwachsenen Jugend zu bringen ist. Ich möchte gerne einmal von Dir vernehmen, in welcher Weise Du das eigentlich durchführst.

Die paar Tage aus dem Betrieb hinaus haben mir damals merkwürdig gut getan, und ich kann Dir nun dringend raten, von Zeit zu Zeit einwenig auszusetzen. Bei mir wenigstens kommt ein großer Teil der Zweifel und Mutlosigkeiten von der Müdigkeit her; sobald ich meinen Kopf etwas ausgeruht habe, sehe ich die Welt

Friedr. Wilh. Förster, Verfasser des bekannten Buches „Jugendlehre“, damals Dozent für Philosophie am eidgen. Polytechnikum in Zürich.

wieder rosig. Ich habe mich schon oft gefragt, ob meine religiöse Freude nur durch die Gesundheit des Körpers bedingt sei oder ob auch eine umgekehrte Wirkung stattfindet; wenigstens steht beides in einem Zusammenhange. Seit jener Reise fällt mir die Predigt viel leichter; allerdings habe ich dann oft wieder das Gefühl, ich werde oberflächlicher. Hier und da kommt es auch jetzt noch wie eine große Angst über mich, und ich möchte alles wegschmeißen und ein Landeschulmeister werden, denn Kinder muß ich um mich haben.

Ich weiß nicht, ob es mir wohler wäre in einem andern Beruf? Ich weiß nicht, ob da die ewige Unruhe aufhören würde. Doch genug des Gemüths, vorläufig heißt's weiterkriechen und warten, ob uns nicht Flügel wachsen. Freude gibts ja auch hier und da, die kein anderer hat; deshalb muß man sie auch mit tieferem Schmerz bezahlen.

Ich vermisse immer jemanden, gegen den man sich so recht aussprechen kann, deshalb mußt Du ein wenig erhalten. Du hast besser in der Beziehung, aber ob man dadurch fester wird? Dich wenigstens hat das Heiraten nicht aus der Mutlosigkeit gerettet, wenigstens nicht ganz. Mir ersetzt die schöne Natur um mich übrigens vieles, einsam fühle ich mich eigentlich nie. In der Natur kann ich ganz aufgehen und muß mich mit Gewalt wieder in die Wirklichkeit zurückversetzen, und doch ist auch sie manchmal wieder tot, und besonders finde ich Gott nicht darin."

Küttigen, 22. Oktober 1907.

„Meine äußere Einrichtung hat einen Zuwachs er-

fahren, der zwar auch in die innere hineinreicht, d. h. mir große Freude macht. Ich habe mir aus dem Erlös für meine Äpfel (ich bin Großhändler, Großjude) ein kleines Harmonium gekauft, auf dem nun geübt und phantasiert wird, und ich spüre schon die Wahrheit des Spruches auf meiner Orgel (Archiv): Die liebliche Musik erfreuet die Herzen, vertreibt das Trauern, erleichtert die Schmerzen. In Freuden und Leiden sie bleibt beliebt, von Menschen und Engeln wird rühmlich geübt. — Eine weitere Mitteilung wird besonders Deine Frau Pfarrer interessieren, nämlich daß ich am letzten Freitag abends um 11.05 Abtinent geworden bin. Sonst ist hier prächtiges Herbstwetter, und am Sonntag war Sausersonntag, an dem man gemerkt hat, daß es immer noch weniger Abtinenten als Alkoholfreunde gibt.

Nun zum Innern. Zunächst zu Deiner neuen Predigtklage betr. den Kandidaten S. Sie stimmt nicht ganz zu dem, was Du in Deinem vorletzten Briefe gesagt hast, nämlich wörtlich so: Unsere Rolle ist ja wohl die des Sängers, der von Lust und Leid, von Hoffnung und Schwäche, von Zweifel und Zuversicht Kunde gibt; wir sollen einfach die tiefsten Empfindungen des Menschenherzens — und da haben ja die religiösen Erlebnisse ihren Platz — in Worte fassen, das ist unser Glück und Unglück! Vielleicht trösten Dich nun Deine eigenen Worte, wenn Du darüber klagst, daß der Pfarrer ungezählten Augen einfach der Mann ist, der die Dinge, die man im Grunde ja selbst auch schon weiß, schön sagen kann. Auch ich habe ja zwar oft das Gefühl,

der Pfarrer sei nicht viel mehr als ein Böhlimann, besonders wenn mich die Leute bei einem Gang durchs Dorf jedesmal fragen, ob ich spazieren gehe. Sich redlich Mühe geben und dabei für einen Faulenzer, ‚der’s gut hat‘, angesehen zu werden, das ist drückend, ja zum Davonlaufen, aber es gehört einmal auch zum Pfarrertum. Es hängt ja noch so manches drum und dran, wovon andere Leute keine Ahnung haben, es ist bei Gott keine Kleinigkeit, in unserer Zeit auf einem solchen Posten auszuharren. Warum tut man’s denn? Weil es sein muß zum Wohl unseres Volkes und weil man daran glaubt, daß der Wert einer Tätigkeit nicht im Urteil der Menschen, sondern in ihrem letzten Zwecke beruht. Aber wie gesagt, es ist zum Davonlaufen. Vorläufig bleibe ich aber.

Schwerer wird mir eine Aussprache über den ‚gottlosen Glauben‘. Wir sind doch weiter auseinander, als ich zuerst glaubte, doch scheint es mir, Dir fehle vor allem eines, nämlich die theologisch-philosophische und auch sonstige Lektüre. Du verbohrt Dich zu tief nur in Dich selber. Du mußt Dich mehr mit der Welt abgeben. Beim Lesen Deines letzten Briefes sagte ich mir: wenn ich nicht die Hoffnung hätte, immer besser den Gottesbegriff festzuhalten und aufzurichten, so müßte ich das Pfarramt verlassen. Von einem autoritativen Gott im Sinne des jüdischen Gesetzes und der alten Dogmatik kann ja keine Rede sein, aber die Erfahrung, sich in seinem ganzen Leben getragen und getrieben zu fühlen von einer überwältigenden geistigen Macht, führt zu einem Gottesglauben, der von innen

erwachsen ist und doch nicht nur in Gefühlen besteht, der zum Handeln treibt und annähernd auch in Begriffe zu fassen sein muß. Nach meiner Überzeugung verstehst Du Herrmann falsch, wenn Du beim Erlebnis stehen bleibst und es Dich nicht auch schließlich zum Begriff führt. Herrmann weist im ‚Verkehr‘¹ einmal darauf hin, daß wir selber uns täuschen und an unserer eigenen Erkenntnis zweifeln können, daß es uns aber ganz unmöglich ist, zu glauben, Jesus habe sich in seinem Gottesglauben getäuscht. So begründet er durch den Eindruck der Person Jesu, also quasi durch ein historisches Erlebnis den Gottesglauben, auch den Glauben an den Begriff, wenn ich mich so ausdrücken darf. Mir scheint allerdings diese Argumentation einseitig; ich habe das Bedürfnis auch nach einer spekulativen Aufklärung der Sache, und ich habe seit langem nichts gelesen, was mir so viel Freude gemacht hat, wie Eukens ‚Hauptprobleme der Religionsphilosophie‘. Ich will sie Dir zusenden, sobald sie wieder in meinen Händen sind; es sind 3 Vorlesungen, viel klarer und einfacher gehalten als z. B. der Wahrheitsgehalt. Sie behandeln 1. Die innerliche Begründung der Religion, 2. Religion und Geschichte, 3. Das Wesen des Christentums.

Nun darfst Du nicht glauben, ich sei mit dieser Sache fertig; ich fühle, wie ich glaube, Deine Schmerzen auch ein wenig, aber ich halte es im ganzen für eine ungesunde Stimmung, die wir durch Beschäftigung mit der Außenwelt, durch Arbeit oder sonstwie zu überwinden suchen müssen. Es sind die Gefühle, die ich mit Vor-

¹ W. Herrmann: „Der Verkehr des Christen mit Gott“.

liebe negative nenne und unter denen ich oft leide. Ich glaube eben, daß in einem andern Beruf, wo man weniger gezwungen wäre, immer sich selber zu zergliedern und auf Erlebnisse zu warten man leichter zu einem befreienden Gottesglauben gelangen würde. Ich habe mir auch für solche Stunden eine kleine Dogmatik präpariert, im Kopfe nur, die mir schon hie und da durchgeholfen hat. Es sind nur Grundzüge, und sie sagen wohl mehr, als ich fest glaube, aber in dieser Richtung hoffe ich vorwärts zu kommen. Ich will ein andermal versuchen, sie darzulegen, es ist aber schwer, solche Gedanken in klare Begriffe zu fassen.

Ich bitte Dich, mir bei Gelegenheit meinen heutigen Erguß zu kritisieren, sowie ich Dir den Deinigen kritisiert habe. Man hat ja viel zu wenig Gelegenheit andere Meinungen und Gedanken zu hören und baut sich ein Haus, das ein anderer umbläst.

Indessen herzliche Grüße an sie und ihn

Dein

Haller."

Rüttigen, 3. Februar 1908.

..... „Du fragst mich zunächst nach der Abstinenz. Mein Entschluß war nur der Endpunkt langer Erfahrungen und Erwägungen. In meiner Gemeinde ist der Alkohol wohl das Hauptübel, er ist umso gefährlicher, weil das Dorf allmählich immer mehr zum Industriedorf wird. Da ist die Temperenz längst eingedrungen, hat aber nur kleine Fortschritte gemacht. Meine Bekehrung war einmal ein öffentlicher Protest gegen die Unsitte (ich hab sie zwar nicht öffentlich vollzogen, aber

natürlich ist es sehr bald bekannt geworden). Zum andern bin ich von der physiologisch-schädlichen Wirkung des Alkohols überzeugt. Und wenn das nicht wäre, so müßte der Zusammenhang zwischen Alkohol und Verbrechen das Urteil von der ethischen Seite hervorrufen. Man kanns ansehen, wie man will, der Alkohol ist die Ursache eines ungeheuren Schadens in unserm Volke und droht ihm allmählich den Untergang. Dagegen müssen sich alle Gutgesinnten zur Wehr setzen. Mein Entschluß hat einfach meine Praxis mit der Theorie in Einklang gebracht und seither freue ich mich jeden Tag von neuem darüber. Einen Entschluß brauchte es immerhin noch, denn Anstoß erregt man genug. Nun die Wirksamkeit: Sie kann entweder Trinkerrettung, also Heilung des Schadens, oder Aufklärung, d. h. Vorbeugung sein oder beides zusammen. Das zweite scheint mir das wichtigere, das erstere ist aber auch notwendig, um dem gegenwärtigen Familienelend zu steuern. Bis jetzt habe ich noch nicht viel unternommen, die Sache will vorsichtig angefaßt sein, und ich möchte nicht etwas anfangen und dann gleich wieder aufstecken müssen. Mit dem Blaukreuz in Aarau würde es mir schwer zusammenzuarbeiten, weil sie die Sache nur vom religiösen Standpunkt der Seelenrettung ansehen und mit durchaus pietistischen Mitteln arbeiten. Bei vielen ist das gut, andere aber treibt das weg, und unter der Bevölkerung weckt es das Vorurteil. Temperenz gilt hier als Stündelei. Vorläufig benütze ich jede Gelegenheit, um meinen Standpunkt klar zu stellen und zu begründen.

Unser religiöses oder theologisches Thema ist schon

etwas schwieriger zu behandeln. Ich habe das Gefühl, daß wir uns da nicht so ganz verstehen und daß wir, wie Du schreibst, zuerst an einander vorbei rennen. Ich kann allerdings Deine Gedanken nicht in allem billigen und will mit meiner Kritik offen heraus rücken; allerdings darfst Du nicht glauben, daß ich in der Sache klar sehe und Dir ein eigenes fertiges Gebäude gegenübersehen kann. Mir scheint einmal, Du treibest ein ‚grausames Spiel‘ mit den religiösen Begriffen, z. B. mit ‚ewig‘. Alle Ausdrücke, die wir in religiösen Dingen brauchen, sind doch inadäquat, sind mehr bildliche Ausdrücke, sind Versuche, das Unausprechliche auszusprechen. Du kämpfst z. B. dagegen, daß man von der Erfahrung einer ewigen Macht redet. Damit will man doch nicht sagen, diese Macht hat keinen Anfang und kein Ende wie eine Gerade im Raum. Damit würde man allerdings auf Unerkennbares Eigenschaften unserer Raum- und Zeitvorstellung übertragen. ‚Ewigkeit‘ soll aber nur ausdrücken, es sei etwas, was wir nicht in unsere Zeitvorstellung fassen können. In ähnlicher Weise sind auch Worte wie ‚die Macht des Guten‘, ‚Gott‘, usw. zu verstehen, nämlich als inadäquate Bezeichnungen eines nur auf dem Wege innerer Erfahrung zugänglichen Dinges.

Was Du schreibst über den Wechsel der Denkweise (im Altertum und Mittelalter Ausgang von der Idee des Absoluten; heute Ausgang vom Menschen, von der Welt) scheint mir sehr richtig zu sein. Es ist das, was Eucken in seiner 1. Vorlesung ausführt; unsere religiöse Erkenntnis muß durchaus im Innern anfangen und von

da fortschreiten zu äußern Tatsachen. Eine Theologie, die nur von der Welt ausgehen will (z. B. alle alten Gottesbeweise), wird schwerlich die Vermittlung mit der persönlichen Erfahrung finden. Somit stehen wir da noch auf dem gleichen Boden. Wir möchten Gott erfahren und darauf unsere Theologie bauen. Du sagst nun: ich erfahre nicht Gott, ich erfahre lauter menschliche Dinge, denn ich bin ein Mensch und etwas Übermenschliches erfahren ist ein Unsinn. Ich darf also nicht von Gott reden, sondern etwa von der Macht des Guten, aber auch das ist schon zu weit gegangen. Ich darf eigentlich von gar nichts reden, als von den Menschen, die auf mich gewirkt haben und von dem, was ich dadurch an mir erfahren habe. Dabei bleibst Du stehen. Ich möchte das vergleichen mit dem Solipsismus auf erkenntnistheoretischem Gebiete. Er sagt: Ich erkenne alles durch meine sinnlichen und geistigen Werkzeuge oder besser, ich erfahre nur, daß sie affiziert werden, daß an ihnen eine Veränderung vorgeht. Daraus darf ich aber nicht schließen, auf etwas außer mir, denn ich erfahre nichts außer mir; es gibt kein Ding an sich, aber es gibt überhaupt keine Dinge. Mit meiner Erkenntnis bleibe ich durchaus bei mir selber.

Nun habe ich sowohl bei erkenntnistheoretischem wie bei Deinem Solipsismus das Gefühl, daß er logisch unanfechtbar sei. (Vielleicht kommt man mit der Anerkennung der Causalität etwas weiter, d. h. man muß zugeben, daß alles eine Ursache hat, also auch die Sinneswahrnehmung. Aber über die Art dieser Ursache kann man doch nichts wissen.) Aber dennoch ist er un-

möglich, weil er reine Abstraktion ist, ohne Berücksichtigung des praktischen Lebens. Mir scheint auch Deine Beweisführung eine Art Abstraktion zu sein, die, logisch unanfechtbar, doch den Tatsachen nicht entspricht.

Wir haben Erfahrungen, die wir in unsere gewöhnlichen Begriffe nicht fassen können, z. B. die Erfahrung einer sittlichen Befreiung, die wir nicht als unser Werk empfinden. Vielleicht ist die erste Wirkung von Menschen ausgegangen (z. B. von Herrmann), aber das war nicht allein und ist nicht allein geblieben. Die Befreiung ist nun da, unabhängig von jenem Menschen, wir haben die Empfindung, als sei ein neues Leben, ein neuer Wille in uns erwacht. Wir fühlen uns getrieben zur Selbstüberwindung, zum Guten jeder Art. Die Begriffe, mit denen wir unsere gewöhnlichen Erfahrungen bezeichnen, reichen nicht aus, um dieses neue Erlebnis zu bezeichnen. Wir kennen aber die Worte, mit denen zu allen Zeiten religiöse Naturen ähnliche Erfahrungen bezeichnet haben; wir wissen, wie Jesus die ganze wunderbare Kraft seines Lebens aus solchen Erfahrungen gezogen hat und daß die Vorstellung eines persönlichen Gottes sein Lebens-element war. Dürfen wir nun nicht das, was wir als etwas nicht nur ungewöhnliches, sondern übermächtiges empfinden, mit dem Namen Gott bezeichnen? Im Gebet beugen wir uns doch in Ehrfurcht vor dieser guten Macht (wir suchen unsern gewöhnlichen Willen einem höhern Willen unterzuordnen). Ist es da noch zu kühn, zu sagen: ich beuge mich vor Gott? Bekanntlich hat aber für ein rechtes Gebet, überhaupt für rechte Frömmigkeit, die rein theoretische Gottesvorstellung keine Bedeutung,

sonst müßten die Philosophen die frömmsten sein, oder die Theologen(!).

Ich meine allerdings, die ‚Erfahrungstheologie‘ dürfe nicht rein bei der Erfahrung bleiben. Sonst kann man ihr immer die Einwände machen, die Du ihr machst. Ich meine, eine Art Spekulation gehöre dazu. Wir müssen unsere religiösen und sittlichen Erfahrungen mit unserem theoretischen Denken in Einklang zu bringen suchen oder besser umgekehrt. Nun ist der Mensch doch ein geistiges Wesen, ich meine ungefähr im kantischen Sinne: das primäre ist der Geist, und die körperliche Natur ist irgendwie durch den Geist bedingt. Wir dürfen also die Erkenntnis auf rein geistigem Gebiet nicht vernachlässigen; wir dürfen sogar Sätze aufstellen, die ‚abstrahiert‘ sind. Ich meine z. B. wir dürfen reden davon, daß alles Weltgeschehen einen Zweck habe. Damit sind wir sehr nahe daran, zu sagen, ein Wille regiert die Welt (die ist natürlich wieder ein vom menschlichen herübergenommener inadäquater Ausdruck). Unsern menschlichen Einzelwillen diesem Willen des Universums unterzuordnen, ist Frömmigkeit, kann noch heidnisch oder christlich sein. Die christliche Frömmigkeit anerkennt diesen Willen des Universums als den sittlichen; ihre sittlich-religiösen Erfahrungen verbindet sie mit dieser Vorstellung: Hingabe des Herzens an Gott: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, usw.

Dies einige Gedanken über Gottesvorstellung. In wie weit ich Dich verstanden habe, mußt Du nun selber beurteilen. Über meine Ausführung erwarte ich ebenfalls eine möglichst scharfe Kritik. Nochmals, damit

stehe ich nicht so felsenfest, aber ich glaube in dieser Richtung muß meine theologische Entwicklung gehen, wenn sie überhaupt geht. Bitte, warte nicht so lange mit der Antwort wie ich.

Dein Haller."

Rüttigen, 21. September 1908.

.... „Eigentlich bin ich Dir allerdings zuerst ein Lebenszeichen schuldig. Ich habe auch manchmal in Gedanken an Dich geschrieben, aber nicht mit der Feder. Und zwar hauptsächlich deshalb, weil ich zu unserer Religionsdiskussion nicht mehr viel neues hinzubringen weiß. Ich habe manchmal über unser Gespräch im Dunkeln nachgedacht, aber ich bin mir noch nicht klar geworden, was wir beide daraus zu lernen haben. Jedenfalls eines, daß es nämlich eine immerwährende Revision seiner Ansichten braucht, um sich nicht auf ein Dogma festzulegen. Ich werde an dem, was Du gesagt hast, noch oft zu kauen haben; ich glaube aber, daß Du ebenso wenig auf Deiner Überzeugung Dich festlegen darfst. Und wenn ich offen sein will, so muß ich sagen, daß es mir scheint, Du seiest etwas in dieser Gefahr. Du nimmst ohne weiteres an, daß alle, die nicht auf Deiner Seite stehen, ‚noch nicht‘ so weit seien wie Du. Könnte es nicht auch sein, daß Du ‚noch nicht‘ so weit wärest wie viele von ihnen: Du wirst zugeben müssen, daß schon mancher von einem ähnlichen Standpunkt, wie Du ihn jetzt einnimmst, zum andern zurückgekehrt ist.

Damit will ich nun nicht sagen, daß ich mich für einen derjenigen halte, die weiter sind als Du; ich habe vielmehr das Gefühl, daß wir die Religion eben von etwas

verschiedener Seite ansehen; Du mehr theoretisch, ich mehr praktisch. Das wirst Du natürlich nicht zugeben, aber ich glaube doch, es ist so. Im übrigen bin ich jedenfalls in dem Punkt mit Dir einverstanden, daß mancher moderne Gottesglauben gemacht ist und keine eigentliche Lebenskraft besitzt. Ich habe dieses Gefühl schon längst gehabt vor allem gegenüber denen, die sich Reformer nennen. Aber bis jetzt suche ich eben noch den Weg zu einem festeren, konkreteren, wenn Du willst naiveren Glauben. Dazu führt allerdings die Spekulation nicht; aber damit ist nicht bewiesen, daß er nicht existieren kann. Hier ist unser Differenzpunkt. Du sagst: Mit Gedanken kann Gott nicht erfasst werden; ergo: müssen wir einen andern Weg suchen, uns z. B. an die Geschichte und an die großen Persönlichkeiten wenden.

Ich gebe zu, daß ich manchmal an dieser Art der Religion, die ja wieder eher ein ‚naiver Gottesglaube‘ ist, verzweifle. Aber ich sehe vor mir folgendes Dilemma: Birst Du fest in diesem Glauben, tant mieux. Kannst Du nicht zu Ruhe und Sicherheit gelangen, tant pis, dann aber bist Du am längsten Pfarrer gewesen.

Übrigens komme ich eben aus dem Militärdienst heim. Habe gestern eine kurze Feldpredigt gehalten. Klimbim, offizielle Religion. Und doch liegt ein schöner Gedanke darin. Ich hätte nichts gegen die Feldgottesdienste, wenn die andern sie halten würden. Aber ich kann eben nichts dagegen machen.¹

¹ Paul Haller gab dann im folgenden Jahr das Amt des Feldpredigers auf.

Dieser Brief soll hoffentlich verhüten, daß wir unsern Meinungs-austausch ganz aufgeben. Vielleicht werden wir uns später, wo beide ruhiger und klarer sind, doch wieder einigen. In der praktischen Lebensauffassung gehen wir ja jedenfalls nicht auseinander."

Küttigen, 17. Juni 1909.

Lieber Freund!

„In St. Gallen war ich nicht, wie Du gesehen haben wirst. Hauptsächlich weil ich nächste Woche mit meinem Bruder eine Alpentour antreten möchte. Sonst wäre ich vielleicht auch bei Dir vorbeigekommen. Nun hoffe ich, Du werdest im Herbst es bis auf meinen Kirchberg bringen und mache Dir den gleichen Vorschlag, wie Du mir; Du könntest dann hier einmal predigen, damit unsere Küttiger und -innen wieder einmal einen andern hören und auch, daß ich Dich höre und einen freien Sonntag habe. Was meinst Du dazu?

Nein, die Abstinenz ist nicht der ganze Haller, aber so viel Positives ist sonst nicht in ihm. Ich halte sie nämlich für etwas positives trotz des gegenteiligen Namens. Ich bin immer noch sehr im ungewissen und schwanke wie ein Rohr im Winde. Was noch daraus werden wird, weiß ich nicht, aber ich denke schon stark ans Bezirkslehrerexamen. Daß Du Dich so plötzlich beruhigt hast, freut mich; aber verstehen kann ichs nicht ganz. Noch weniger Deine Umkehr von den Wegen der gottverlassenen Religion. Denn Deine Überzeugung schien letztes Jahr so felsenfest, daß Du mit etwelcher Geringschätzung auf andere herabgeblickt hast und Dich weit

voraus glaubtest! Hier wird's einmal zu reden geben, wenn wir zusammen kommen; denn hier setze ich ein großes Fragezeichen.

Ich persönlich glaube immer fester in den Gottesglauben hinein zu wachsen, wenn ich auch jetzt noch sehr schwankend bin. Aber das schwierigste ist mir das ewige Reden von der Sache. Die Religion zum Beruf zu machen, das ist schwer, ist eigentlich fast eine *Contradictio*. Es lehnt sich manchmal meine ganze Natur dagegen auf. Und ich habe dann das Gefühl, ich würde viel frömmere sein, wenn ich nicht Pfarrer wäre, wenigstens aufrichtiger. Zudem habe ich große Freude an jeder Art von Unterricht, ja dies ist eigentlich das einzig erfreuliche am Pfarramt. Besonders schwer fällt mir das Predigen.

Doch genug des Besammers. Wie wars in St. Gallen? Wann kommt Ihr durch den Aargau? Was macht Deine Abstinenz? Deine Frau? Dein Kind? Dein Garten? Auf alle diese wichtigen Fragen hoffe ich in Bälde Antwort zu bekommen, schriftlich oder mündlich.

Herzl. Gruß

Dein Haller."

So erlebte Paul Haller in der praktischen Amtstätigkeit nicht die Festigung und Stärkung seiner religiösen Überzeugung, die er erhofft hatte. Immer stärker tönte aus der Tiefe seines Gewissens der Vorwurf herauf: dein Leben ist eine Lüge. Darüber half weder die soziale Tätigkeit, noch die gelegentliche poetische Muße hinweg. Er konnte sich nicht länger über den Zwiespalt hinweg-

täuschen, der durch sein Leben und sein Schaffen ging. Auch in den wenigen Gedichten jener Jahre, die er als ‚Weltliche Lieder eines Geistlichen‘ zusammenfaßte und der Mutter später zusandte, taucht dieser Zwiespalt in immer neuen Wendungen auf. Da läßt er den Adler des Glaubens kühn zum Himmel empor dringen; doch er stößt sich am verschlossenen Tor den Kopf blutig, stürzt herab und durchstürmt als ‚Geier des Zweifels‘ die Nacht. Oder im Gedicht ‚Zwiespalt‘ treibt es ihn in den Wald, in die Einsamkeit:

Da kann ichs von den hohen Buchen lesen,
Es sei mein neues Tun ein hohler Schein.
Du bist noch immer, was du stets gewesen;
Du bist es nicht, du mußt nur anders sein.

Am ergreifendsten aber gibt er seiner Qual Ausdruck, wenn er singt:

In die tiefsten Gründe
Will ich mich begraben,
Wo ich nichts von eurer Welt
Und ihrer Qual muß haben.

Wo die fremde Sünde
Und die eigne schwindet,
Und mich nur die heil'ge Freude
Mit der Einsamkeit verbindet.

Wo ich zwischen Bäumen
Fern von aller Predigt
Frei bin von der Geistlichkeit
Und der Müß' entledigt.

Dahin will ich wandern
Und die Felsen küssen,
Und vor einer Silberquelle
Auf den Knien büßen.

In die tiefsten Gründe
Will ich mich begraben,
Wo ich nichts von eurer Welt
Und ihrer Qual muß haben.

(Gedichte S. 39.)

Auch andere Gedichte der Sammlung, wie ‚Gebet‘ und ‚Im Brand der dürren Seele‘, das zwar aus etwas späterer Zeit stammt, geben Kunde von seinen religiösen Kämpfen. Da sieht er sich, den Menschen des schwachen Willens, ausgeschlossen von denen, die ‚wandelnd, schaffend‘ Gottes Diener sind. Ihm bleibt nur das Eine, das Suchen und die brennende Sehnsucht der Seele:

„Ich aber bin nicht von den Stillen, Gott!
Und nicht von denen, die den Willen haben;
Ein Feigling nur, der oft im Kampfe wich.
Und doch im Brand der Seele such' ich dich.“

Schließlich wendet er sich mit einem vollen Bekenntnis der innern Not an den Vater. Am 13. Dezember 1909 schreibt er ihm: „Ich habe schon hie und da mit Mutter darüber gesprochen, daß ich mich noch gar nicht so wohl fühle im Pfarramt, wie es sein sollte und wie ich gerne möchte. Ich bin vor 3 Jahren hieher gekommen mit dem Vorsatz, ich wolle eben versuchen, obs gehe oder nicht, hatte aber schon damals Zweifel daran. Heute sehe ich, daß ich jedenfalls zu früh dieses Amt an-

getreten habe. Ich hätte noch einige Jahre ruhiger Reife haben sollen, ruhiger Besinnung, dann wäre wohl alles leichter gegangen. Was mich drückt, ist nämlich das Gefühl, daß ich in religiöser Beziehung dafür jetzt noch nicht reif sei, daß ich von Dingen reden muß, deren Wichtigkeit ich wohl einsehe, deren Berechtigung und Gültigkeit mir aber noch oft zweifelhaft ist. Das sind nicht nur die kirchlichen Gebräuche, in die ich mich schwer einleben kann, sondern auch tiefer gehende Fragen, Glaubensfragen. Ich fühle fast überall nur die Probleme, fühle die ungeheuren Widersprüche der Welt und des menschlichen Daseins, fühle die Not der Seele und des Leibes, in der die Menschen leben. Aber damit ist noch keine Lösung dieser Probleme gegeben. Als Pfarrer muß man aber eine Lösung für alles haben, muß aus jeder Not einen Ausgang wissen. Ein Beispiel soll Dir zeigen, wie ich das meine: Krankheit und Tod stehen uns täglich vor Augen, ich habe zirka 40 Personen zu begraben jedes Jahr. Nun fühle ich tief die Vergänglichkeit der Welt und das Grauenhafte, das im Sterben liegt. Nicht daß ich selber Angst davor hätte, aber mir ist die Tatsache des Todes und des Leidens in Natur und Menschenleben ein großes Fragezeichen, zu dem ich nicht so leicht eine Antwort finden kann. Als Pfarrer muß ich nun ohne weiteres den ‚christlichen‘ Ausweg wissen und glauben. Ich weiß ihn und glaube, das ist das Größte am Christentum, daß es einen Weg zur Überwindung des Todes zeigt. Aber mit dem Glauben ist es noch eine andere Sache. Ich habe wenigstens noch nie gewagt, davon zu predigen. Ich fühle das Problem



Kirchberg bei Narau

und den Ernst der Sache, aber ich stehe persönlich der christlichen Lösung noch nicht so bejahend gegenüber, wie ich als Pfarrer sollte. Das ist ein Beispiel, dazu könnte ich viele andere fügen. Kurz, ich denke manchmal, ich sei nicht fest genug in meiner Überzeugung, um Pfarrer zu sein. Dazu kommen ja noch viele andere Nöte des Pfarrerstandes, aber von denen will ich gar nicht reden, die sind schließlich zu ertragen, wenn man mit gutem Gewissen bei der Sache sein kann. Nein, eines muß ich noch erwähnen: Die Verwässerung des Christentums, wie sie im großen ganzen in der Reform zum Ausdruck kommt, ist mir gründlich zuwider. Damit wird die Welt nicht anders, und das entspricht der Sehnsucht der Menschenseele nicht. Es muß eine starke positive (nicht im theologischen Sinn) Macht sein. Das Christentum ist entweder etwas sehr ernstes und großes und anspruchsvolles, oder dann ist es gar nichts. So fühle ich seit langer Zeit. Aber nun kommt eben das Dilemma, daß ich mich nicht für fähig halte, ein so starkes Christentum zu verkündigen, weil ich selber nicht darin stehe. Ich kann nun einmal nicht schwagen, ohne mit dem Herzen dabei zu sein.

Nun ist es aber nicht so, daß mir sonst die Arbeit des Pfarrers zuwider wäre. Ich hätte Freude daran, wenn ich innerlich ruhig wäre dabei. Ich kenne nun meine Gemeinde so, daß ich weiß, wie und wo ich etwas wirken könnte. Und ich bin gar nicht sicher, daß ich mich in einem andern Beruf wohler fühlen werde. Nur eines wäre besser; ich müßte nicht mehr gezwungenerweise über religiöse Fragen reden und könnte viel ruhiger und

objektiver darüber mich besinnen. Denn jetzt ist das unmöglich. Da muß eine Predigt gemacht sein, ob man kann oder nicht. Schon oft hatte ich das Gefühl, das Pfarramt stehe mir vor meiner religiösen Entwicklung, d. h. ich wäre viel weiter, wenn ich nicht Pfarrer wäre. Das mag Täuschung sein; aber jedenfalls könnte ich mit besserem Gewissen unter der Kanzel sitzen als darauf stehen.

Noch etwas. Die Stellung in diesen Fragen hängt auch mit meinem körperlichen Befinden zusammen. Wenn ich müde und aufgereggt bin, z. B. nicht genug geschlafen habe, so kommen alle negativen Gefühle mächtig über mich. Bin ich ausgeruht, so geht's besser. Aber doch ist es auch dann mehr eine natürliche Zufriedenheit, als eine zielbewusste Abgeklärtheit.

All das hat mich schon lange gequält und gemacht, daß ich meine Stellung als eine unsichere ansah. Darum habe ich auch noch nie ernsthaft ans Heiraten gedacht und mich auf die Brautschau gemacht. . . ."

Er entwickelt dann den Plan, ein paar Monate Urlaub zu nehmen, um die Lage von außen ansehen zu können, welche Zeit er an der Universität verbringen möchte zur Vorbereitung auf das aargauische Bezirkslehrerexamen. Das möchte er machen, um auf alle Fälle etwas in der Hand zu haben. So schwer es ihm wird, läßt der Vater dem Sohne freie Hand, und Paul Haller verbringt den Sommer 1910 an der Universität Zürich und besucht germanistische und historische Vorlesungen. Wieder waren wir nun zusammen an der Hochschule, er im ersten philologischen und ich in meinem

letzten Semester. Unser Verhältnis war auch in den letzten Jahren ein enges gewesen, da ich den ganzen Sommer 1909 der Arbeit an meiner Dissertation wegen als sein Gast auf dem Kirchberg zugebracht hatte. Doch der Urlaub führte meinen Bruder nicht zum Pfarramt zurück, sondern reifte in ihm den endgültigen Entschluß, umzusatteln und sich dem Lehrberufe zuzuwenden. Nur schwer trennte er sich von seiner theologischen Vergangenheit, war es doch ein Bruch mit einer alten Familientradition. Wie schwer ihm der Schritt wurde, möge sein Brief an den Vater zeigen, in dem er von Zürich aus sich nochmals ihm gegenüber ausspricht.

Zürich, 28. Juli 1910.

Lieber Vater!

"Ich fühle mich gedrungen, Dir noch einmal zu schreiben. Ich sehe, wie Dir die Sache Mühe macht und auch der lieben Mutter. Ich wußte ja allerdings, daß es so sein werde; denn ich weiß, wie sehr Ihr immer daran gehangen habt, daß wenigstens einer von Euren Söhnen dieses Amt zu seiner Lebensaufgabe mache. Nicht so, daß Ihr jemals hättet durch irgendwelche Beeinflussung mich dazu anhalten wollen, und dafür bin ich Euch immer dankbar gewesen. Aber Ihr habt es gleichsam als etwas natürliches angesehen, daß die Tradition aufrecht erhalten bleibe, nicht wegen der Tradition, sondern wegen der Wichtigkeit und Heiligkeit dieses Berufes. Als ich mich in der Gymnasiumszeit zum Studium der Theologie entschloß, da war es wohl die-

ses Gefühl, was mir den Gedanken eingab. Zugleich aber, daran erinnere ich mich ganz deutlich, ergriff ich dieses Studium, weil mich die religiösen Fragen interessierten und weil ich durch dieses Studium darin Klarheit zu bekommen hoffte. Ich sagte mir schon damals: Ob du Pfarrer werden kannst, das ist nicht sicher. Aber wenn auch nicht, so hast du doch eine Bildung gewonnen, mit der Du auch verhältnismäßig leicht etwas anderes ergreifen kannst. Es war also wirklich nicht nur Anpassung an Eure Wünsche, sondern Interesse an der Sache. Die ersten Semester meines Studiums, die Semester in Basel, haben mir die Sache nicht leichter gemacht. Im Gegenteil, als ich Basel verließ, da kämpfte ich schon stark mit mir selber, ob ich nicht auf etwas anderes übergehen sollte. Es war damals auch die Liebschaft mit B. H., die mir sehr zu schaffen machte und in der ich mich von Schuld nicht freisprechen konnte, nämlich daß ich leichtsinnig ein Verhältnis angefangen hatte, aus dem nach meiner eigenen Einsicht und nach meinem eigenen Willen nichts ernsthaftes werden konnte. Ich war damals innerlich in einem sehr aufgeregten Zustand und sagte mir, wenn du in Marburg nicht mehr Festigkeit und Freudigkeit gewinnst, als du jetzt hast, so mußt du etwas anderes ergreifen. Leider war ich damals nicht offen genug gegen Euch. Wir haben zwar auch einmal mit einander davon gesprochen, aber damit war die Sache abgetan. Pfarrer H...., zu dem ich einmal ging, hat mir auch nichts geben können; seine Art, die Religion anzusehen, ist mir heute noch wenn nicht unverständlich, so doch fremd. Ich habe mich

dann mehr auf mich selbst zurückgezogen, und in Marburg gewann ich wirklich durch Herrmann neue Freudigkeit. Ich weiß noch gut, wie ich mir die Sache damals zurecht legte. Ich sagte mir: Wenn du auch noch ganz und gar unfertig bist und am Anfang stehst, so kannst du gleichwohl Pfarrer werden. Denn die religiöse Erfahrung, aus der die Überzeugung stammt, wird Dir nur allmählich zuteil. Es ist ein langsames Wachstum, und wenn nur der Anfang da ist, so ist sicher auf einen guten Fortgang zu hoffen. Zwingen läßt sich nichts.

Wie es später war, bevor ich, oder als ich mich nach Kirchberg wählen ließ, das wißt Ihr. Ich tat es als eine Probe und hatte selber starke Bedenken. Doch dachte ich mir die Sache leichter, sich wieder aus dem einmal angetretenen Amt zu lösen. Was Du mir lezt hin sagtest, daß Du selber die Befürchtung hegst, es könne mir zu viel werden, das zeigt mir, daß Du meinen Zustand nicht unrichtig sahest. Nur das begreife ich nicht recht, daß Du mir selber davon nichts gesagt hast. Ich habe eben deutlich das Gefühl, wir hätten mehr miteinander über den Kern der Frage reden sollen, statt nur mehr über die äußern Umstände. Es wäre dann die jetzige Enttäuschung wenn nicht vermieden, so doch gemildert worden.

Jetzt ist die Zeit gekommen, wo es mit dem Probieren ein Ende haben muß. Nun sagte ich mir: Wenn du dich mit Gewalt entschließt, Pfarrer zu bleiben, so sind zwei Möglichkeiten: Entweder du gewöhnst dich daran, und die Sache wird leidlich gut. Oder aber, du

bleibst deiner Lebtag ein Mensch, der sein Amt nicht mit Freude und innerer Wahrhaftigkeit ausfüllen kann; du bist nicht viel mehr als ein Lohndiener, der redet, um der Besoldung willen, um Frau und Kinder zu erhalten. Dieser Gedanke, ohne Wahrhaftigkeit in einem Amt zu stehen, das immer vom Höchsten, von Wahrheit, Liebe und allen schönen Dingen zeugen muß, der ist mir so schrecklich, daß ich lieber den Bruch riskieren wollte. Da sind nach meinem Dafürhalten alle andern Fragen nebensächlich, selbst die, ob damit liebe Angehörige, ja die liebsten, schwer betrübt werden. Denn ohne Wahrhaftigkeit gibt es gewiß auch keine rechte Liebe, und ich bin überzeugt, daß wir von jetzt an, gerade durch diese offene Aussprache, uns nur inniger lieben können. Glaub mir, liebe Eltern, es war das einer der stärksten Gründe, die mich lange zuwarten und immer wieder überlegen ließen, daß ich eben Euch jetzt, wo Ihr im Lebensabend steht und das Recht habt, von Euren Kindern freundliche Erfahrungen zu verlangen, nicht gerne diese Enttäuschung bereiten wollte.

Ich begreife, daß Dir diese Sache auch wegen Deiner Stellung in der Kirche besonders schwer wird. Aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß die Kirche keinen Wert in sich selber hat, sie ist bloß ein Mittel, und zwar nach meiner festen Überzeugung nicht das einzige Mittel, um einem höhern Ziele zu dienen. Die Kirche tut das in ihrer Weise, andere tuns anders. Die Hauptsache bleibt aber das Ziel, nicht das Mittel. Und daß ich in einem andern Beruf in der mir entsprechenden Weise, d. h. nicht eingeengt durch das Pfarramt, für

das gleiche Ziel, die Erhebung der Menschheit und der eigenen Seele, arbeiten kann, darüber sind wir ja gewiß einig. — So hoffe ich, daß wir durch meinen Schritt nicht von einander, sondern nur noch näher zu einander geführt werden.“

In herzlicher Liebe

Euer Paul.

Noch einmal kehrte er im Herbst für kurze Zeit auf den Kirchberg zurück, doch nur, um endgültigen Abschied zu nehmen.

Die ferner stehenden schüttelten über den ihnen unbegreiflichen Schritt den Kopf. Sie konnten nicht verstehen, daß man einen solch schönen Wohnsitz und eine so schöne Stelle aufgeben könne. Auch engern Freunden kam der Schritt unerwartet. Denn nach außen hin war Paul immer noch gleich wie früher, frisch und munter, oft zu allerlei Scherz und Schabernack aufgelegt. Seiner Gemeinde sagte der Scheidende: „So verlasse ich diese Gemeinde, die mir eine liebe Heimat geworden war, mit Wehmut. Ich habe vieles erfahren, was mir unvergesslich ins Herz geschrieben ist, und bin dankbar für die Hülfe und das Vertrauen, das mir von vielen entgegengebracht wurde.“

Wieder Student

Genau vier Jahre hatte Paul Hallers Wirksamkeit in Kirchberg gedauert. Nun wandte er sich wieder nach Zürich, und zwar entschloß er sich, nicht nur das Bezirkslehrerpatent zu erwerben, sondern nochmals ein mehrsemestriges Studium — in deutscher Sprache und Literatur, Geschichte, Psychologie und Pädagogik — auf sich zu nehmen, um für den Unterricht an einer höhern Mittelschule richtig ausgerüstet zu sein. Zuerst wohnte er nach alter Studentenart wieder in Zürich. Dann aber brachte der plötzliche Tod des Vaters eine Änderung der Lebensverhältnisse mit sich. Im Januar 1911 erfasste den immer noch rüstigen Siebziger auf einer Inspektorstadtwanderung eine heftige Lungenentzündung. Nur fünf Tage lag er krank. Dann raffte ihn, der sein ganzes Leben hindurch nie ernsthaft krank gewesen war, der Tod dahin. Er starb am 21. Januar 1911, im Alter von 70½ Jahren. Paul drückte ihm die Augen zu.

Am 2. Februar schreibt er seinem Freunde G.:

„Vom Tode meines lieben Vaters werde ich Euch einmal mündlich die Einzelheiten mitteilen. Ich war von uns Brüdern allein am Sterbebett und hatte auch nachher alles zu besorgen, und das hat einen tiefen, unauslöschbaren Eindruck auf mich gemacht. Es ist etwas so unbegreifliches, widersinniges, das plötzliche Aufhören des Lebens; überhaupt, vor allem aber bei einem ge-

liebten Menschen. Jetzt noch blickt er dich an und versteht dich und du ihn und im nächsten Augenblick ist das Leben entschwunden, die Augen gebrochen, der Körper bloße Materie geworden. Es ist furchtbar, unfasslich. Über all das hinweg aber bricht sich das Gefühl Bahn, daß er einen schönen Tod gefunden hat, noch im rüstigen Alter, aus der Arbeit heraus. Das ist bei allem Schmerz für die Angehörigen ein beneidenswertes Schicksal. Denn furchtbarer noch als der plötzliche Tod wäre das langsame Schwinden der Kräfte, die Abnahme des Geistes, das Kindischwerden. Oft hatte ich gewünscht, daß das meinen Eltern und uns Kindern erspart bleibe.“

Für die Mutter bedeutete der Tod des Gatten den eigentlichen Abschluß ihrer Lebensarbeit. Denn nun kam der Abschied vom Keiner Pfarrhaus, wo sie seit 1875 gelebt und eine Heimat gefunden hatte. Der Haushalt wurde aufgelöst; die Mutter zog vorläufig zu ihrer in Brugg verheirateten Tochter. Da aber Paul wieder Student war, entschloß sie sich, mit ihm zusammen eine Wohnung zu beziehen bis zur Beendigung seines Studiums. So siedelte er nach Brugg über und besuchte von da aus die Vorlesungen in Zürich. Über 2 Jahre, vom Sommer 1911 bis zum Herbst 1913 dauerte dieses Zusammenleben. Von jeher hatte Paul der Mutter am nächsten gestanden, in diesen Jahren aber wurde die seelische Gemeinschaft noch enger und inniger. Der Mutter gewährte er tiefe Einblicke in sein Seelenleben, in seine Kämpfe und Nöte; und sie fand in seiner Liebe und seinem Vertrauen den besten Trost über den Verlust des Gatten, so weit es möglich war.

In Briefstellen und Gedichten spricht sich die enge Verbundenheit aus. Am 17. Juni 1911, als Paul noch in Zürich wohnte, schreibt er ihr:

„Das freut mich, liebes Mäeti, daß Du nun wieder den Schritt unter die Leute gewagt hast. Du wirst nun wohl auch bald zu Frau Pfarrer B... gehen und dann einmal an einem schönen Sonntag nach Klein. So machst Du Dich allmählich wieder besser mit dem Leben vertraut und gewinnst etwas mehr Vertrauen und Mut zu den kommenden Jahren. Ich muß oft an Dich denken und möchte so gerne etwas dazu tun, Dir den Schmerz und das Heimweh nach dem lieben Vater zu lindern; aber das hat eben jedes nach seiner Art aufzufassen und zu überwinden, und die einzige Hilfe ist, daß man einander versteht und sich auch etwa gegen einander ausspricht. Ohne Liebe zu geben und empfangen zu können, möchte ich keinen Augenblick leben, und darum ist mir mein neues Studentenleben oft eine Last, weil ich mich da immer mit Büchern statt mit Menschen abgeben muß. Wenn's vorbei ist, so will ich mich mit Freude wieder in praktische Arbeit stürzen, wie beim Baden ins Wasser und will nachholen, was ich jetzt in diesen Jahren versäumen muß. Denn mit Liebe kann man überall etwas ausrichten und ohne sie ist auch die schönste Arbeit tot.“

Der Mutter sind auch zwei Gedichte der Sammlung gewidmet, ‚An die Mutter‘ und ‚Schmerzhaftes Mutter‘, wovon letzteres an einen gemeinsamen Ausflug mit mir anknüpft. Die Kapelle von der darin die Rede ist, ist jene hübsche Waldkapelle auf dem Achenberg bei Zurzach. Da heißt es im Gedicht:

... „Dort draußen, wo heut Menschensonntag ist,
Wohnt auch ein Mütterlein, schmerzhaftes Mutter,
Am Grabe weinend, das den Gatten birgt.
Maria, Mutter Gottes, die du einst
Den Sohn ins Grab getragen, kennst du auch
Den Schmerz, der um den toten Gatten ringt?
Viel geb ich dir, wenn du ihn stillen kannst. —“

Das Studium wurde dem bald Dreißigjährigen nicht leicht. Er war bereits so stark auf das praktische Leben eingestellt gewesen, daß ihm die Beschäftigung mit rein theoretischen Fächern schwer fiel. Auch klagte er oft, daß ihm das gedächtnismäßige Aufnehmen des Stoffes mehr Mühe bereite, als früher. Und als er dann im Sommer 1913 ins Examen stieg, tat er es mit der Überzeugung, nur ein geringes Wissen gesammelt zu haben, wie er in seiner Bescheidenheit äußerte. In Wahrheit lag seiner produktiven Natur das Sammeln und Aufnehmen überhaupt weniger als das Verarbeiten und Abgeben.

Schon auf Kirchberg hatte er angefangen, sich eingehend mit den Schriften und dem Lebenswerk Heinrich Pestalozzis vertraut zu machen. Seine Arbeit am „Juramarelli“ hatte ihn zum Studium von „Lienhard und Gertrud“ geführt, weil er den Volkschriftsteller Pestalozzi kennen lernen wollte. Immer tiefer arbeitete er sich in das Lebenswerk des großen Menschenfreundes ein, und er nahm sich denselben wenigstens in einer Hinsicht zum Vorbild. Denn, äußerte er sich öfters, Pestalozzi sei der ehrlichste Schriftsteller gewesen, den er

kenne, da er sich dazu gebracht habe, kein Wort zugunsten des Effektes zu schreiben. — Aus diesem Studium erwuchs ihm nun auch das Thema zu seiner Doktorarbeit: „Pestalozzis Dichtung“. Mit wahrer Liebe und scharfem kritischem Sinn zugleich vertiefte er sich in seinen Stoff, um den bleibenden Kern von Pestalozzis dichterischem Schaffen heraus zu schälen. Glänzend ist die Analyse, in der er das Verhältnis von Tendenz und Kunst in ihren Wechselbeziehungen behandelt. Diese Fragen interessierten ihn ganz persönlich und griffen in sein eigenes dichterisches Schaffen ein. So besonders auch die Kapitel, in denen er Pestalozzis Sprache und den Einfluß, den die Volkssprache auf ihn ausübte, untersucht. Diese Seiten sind bezeichnend für seine eigene Stellung zu volkstümlicher Dichtung, und sogenannter Heimatkunst. Seite 112 führt er aus:

„Nur der kann das Volk schildern, der mit ihm in inniger Lebensverbindung gestanden und so ohne besondere Absicht auf den Grund des Volkslebens gesehen hat. Wer bloß von außen herantritt, kann sich vielleicht eine Kenntnis der äußern Sprachform, auch gewisser Sitten und Gebräuche erwerben; aber mit der genauesten Wiedergabe dieser Außerlichkeiten wird er doch nie ganz über das Salontyrolertum herauskommen. Volksleben ist Arbeitsleben und nur auf dem großen Hintergrund der Arbeit treten alle jene Außerlichkeiten ins rechte Licht. Der Geist der Arbeit aber tut sich nur dem Mitarbeitenden kund. Damit hat uns Pestalozzi den einzigen Maßstab gegeben, nach dem sich jedes Werk der Heimatkunst mit Gerechtigkeit beurteilen läßt.“

Und weiter unten, Seite 131/32:

„Und hauptsächlich für seine Erzählung schöpfte er aus der Volkssprache, in der er allerdings mehr fand, als was Poeten und Kritiker ihm geben konnten. Denn in der Volkssprache lebt eine Unmittelbarkeit, eine Gegenstandsfreude und Bilderlust, an der die Schriftsprache sich immer wieder erneuern muß, wenn sie selbst lebendig bleiben will. Pestalozzi läßt seine Menschen halb schriftdeutsch, halb in Mundart reden, denn nur die Worte sind übersetzt, während die Satzbildung mundartlich und der Gedankengang immer im Anschauungskreis des Volkes bleibt. Wo Pestalozzi erzählt, denkt er schriftdeutsch, wo er aber die Leute aus dem Volk reden läßt, zeigt er, wie vollständig er selbst im Volk aufgegangen ist. Man lese z. B. die Gespräche der Gertrud und der Meyerin, die sie dem Ruedi zur Frau gewinnen will, um zu erfahren, wie diplomatisch zwei Bauernweiber sich ausdrücken können, oder die Verhandlungen des Vogtes mit seinen Spießgesellen! So redet man auf dem Lande, so knapp, so anspielungsreich, so bildlich, so fein bei aller Rohheit, so wichtig bei aller Schwerfälligkeit. Mancher Gedanke erfordert in seiner Umständlichkeit einen Satz, wo die Schriftsprache mit einem Worte auskommt, aber auch manches Wort, in der richtigen Betonung verwendet, erspart einen Satz. Nicht im Gedankeninhalt liegt der Reiz solcher Gespräche, sondern in den feinen Schwingungen des Wises, in der merkwürdigen Mischung von Geistesfreiheit und Gebundenheit an die Natur, in dem ganzen unbeschreiblichen Duft, der eben nur der ländlichen

Volkssprache eigen ist. Hat Pestalozzi diesen Schatz auch nicht ganz zu heben vermocht, so hat er doch seiner Zeit weit mehr davon geschenkt als irgend ein anderer. — Die Anerkennung dieses Verdienstes wird uns heute durch die schöne Entwicklung, die der Heimatkunst im 19. Jahrhundert geworden ist, erschwert, noch mehr aber durch das weitverbreitete Vorurteil, daß nur mundartliche Treue oder gar phonetische Schreibung einem bestimmten Volkscharakter gerecht zu werden vermögen. Dann allerdings wären auch Hebel und Gottlieb Stümper in der Heimatkunst. Wie manche Mundartdichtung zeigt bei sprachlicher Treue einen unvolksmäßigen Gedankengang und Gefühlsinhalt, wie oft bleibt die Erzählung anekdotenhaft! Die Mundart ist eine Verführerin. Mit ihrer drastischen Art reizt sie zu Scherz und Wisz und läßt den Ernst fast nur widerwillig zu Worte kommen. Dann tritt die Originellheit an Stelle der Tiefe. Wahre Heimatkunst kann in der Mundart ein unschätzbares Hilfsmittel finden; sie kann aber auch ohne sie bestehen. Wo sie nach Pestalozzis Regel aus dem eigenen Erleben des Dichters strömt, werden ihre Menschen auch dann, wenn sie als Schweizer schriftdeutsche Worte im Munde führen, wahres Volkstum verkörpern.“

Seine Arbeit wurde von den Kennern der Pestalozzi-Literatur sehr günstig aufgenommen. Sie hauptsächlich rettete ihn auch, als ihm im mündlichen Examen das Gedächtnis einen bösen Streich spielte und ihn in der deutschen Sprachgeschichte im Stich ließ!

Doch gab ihm das Studium von Pestalozzis Lebens-

werk und Gedankenwelt mehr als nur das. Pestalozzi wurde während der nächsten Jahre sein geistiger Führer.

Beim Abschied aus dem Pfarramt hatte Paul Haller gemeint, seine religiöse Entwicklung werde, wenn er unter der Kanzel sitze, eher bejahend verlaufen als vorher. Er hoffte sich in Ruhe mit den Fragen, die ihn so lange geplagt hatten, auseinandersetzen zu können. Kaum aber war er endgültig geschieden, so wandte er sich noch stärker vom Amte ab, ja sogar das Christentum beginnt ihm zweifelhaft zu werden. Seinem geistlichen Freund gegenüber äußert er sich in einem Brief vom 8. Januar 1911 folgendermaßen:

„Oft ist es mir überhaupt, daß ich mich immer weiter vom Pfarramt entferne, indem mir bei diesen und jenen Dingen, die mir sonst zwar nicht selbstverständlich, aber doch schätzenswert waren, ein unangenehmes Gefühl aufsteigt. Die religiösen Fragen, das fühle ich, werden mich nie loslassen, aber sie fangen an, sich in einem ganz unkirchlichen, oft entsegllich laienhaften Gewande zu zeigen. Ich habe mich zum Beispiel lezt hin fragen müssen, wie mancher Pfarrer mir wohl auf die einfache aber eigentlich einzige Frage: Glaubst Du an Gott? eine klare, runde Antwort geben könnte. Und wenn man nun einmal verlangte, daß jeder seine Gedanken über Gott klarlegte, was würden da für verschiedene und zum Teil verworrene Ansichten laut werden und zuletzt wüßte man soviel wie am Anfang. Wernle sagte mir einmal, er könne sich über die ungeheuren Widersprüche und Tiefen des Lebens nur durch den Gottesglauben hinweghelfen. Mir ist die große Frage, ob man überhaupt darüber

hinwegkommen kann oder soll und ob nicht ein derartiger Gottesglauben eine Art Deus ex machina ist, der im rechten Augenblick die Hülfe bringt. Ich bin der letzte, der sich über jene Widersprüche und Tiefen einfach hinwegsetzen möchte; im Gegenteil, sie scheinen mir so tief, daß es 'über meine Kraft' geht, sie zu überwinden. Da liegt also für mich die Frage, ob nicht aller Gottesglaube eine in den Bedürfnissen des Gefühls begründete Selbsttäuschung ist. Darum, wer an Gott glaubt, der hat einen Gott. Und das Leben ohne Gott, das kann in seinen letzten Konsequenzen nur in die Verzweiflung führen, jenseits von Gut und Böse; und daß die große Mehrzahl unserer 'Gebildeten', die ganz ohne Gott leben, nicht dahin kommt, das liegt nicht an der Güte ihrer Weltanschauung, sondern an ihrer Inkonsequenz und Oberflächlichkeit. Dies ist das Dilemma, in dem ich stehe und wo wird der Ausweg sein? Entweder im Glauben oder in der Verzweiflung oder auch in der Inkonsequenz und Oberflächlichkeit. — So stellt sich mir die religiöse Frage dar; aber ich weiß nicht, ob ich sie richtig sehe. Hier spielen die Lebenserfahrungen eine so große Rolle, daß ich Dir vielleicht nächstes Jahr wieder eine andere Gedankenreihe vorlegen muß. Inzwischen möchte ich gerne wieder einmal Deine jetzige Stellung kennen lernen. Wir haben einst darüber korrespondiert ohne weiter zu kommen; vielleicht sind jetzt durch unsern beidseitigen Umtausch bessere Bedingungen für eine ge-
deihliche Diskussion geschaffen worden.

P. S. Von 'Über die Kraft' habe ich den 2. Teil ge-

¹ Björnsons Drama „Über die Kraft“.

sehen, der aber, wie mir scheint, dem ersten erheblich nachsteht. Der erste hat seine Bedeutung durch das scharfe Heraustreten des religiösen Problems. Dies wird im 2. Teil zum sozialen und geht zu sehr in die Weite, verliert sich.“

Wir sehen, die Rollen sind jetzt vertauscht. Früher war Paul Haller es, der den Glauben an Gott verteidigt, nun ist er drauf und dran, nicht nur den Gottesglauben sondern jeden Lebensglauben überhaupt zu verlieren. — Eine Weiterführung dieser Diskussion bringt der Briefwechsel allerdings nicht, nur hin und wieder einige Äußerungen über Lebensfragen. Durch das Studium Pestalozzis hauptsächlich wird Paul Haller dann angeregt, die Dinge von einer andern, praktischeren Seite anzusehen. Pestalozzi führt ihn von der vorwiegend verstandesmäßigen Betrachtung der letzten Lebensfragen zu den Problemen der Lebensführung. Am 6. Oktober 1911 schreibt er:

„Für Deinen Brief von Stein besten Dank. Du wirst gern wieder heimgekehrt sein; denn Du hast nun Freude an der Arbeit und glaub mirs, ich beneide Dich. Denn das, was ich jetzt treibe, ist keine Arbeit; das ist eine Spielerei oder noch weniger. Wenn ich nicht Hoffnung hätte, einst wieder mit Menschen Aug in Auge reden zu können, so würde ich zugrunde gehen. Und die Energie, die Du an mir rühmst, ist nur das Resultat der Angst, überhaupt unbrauchbar zu werden. Denn gerade Pestalozzi sagt es mir tausendmal, alles bloße Kopfwissen sei das Gegenteil der Wahrheit und die bedauerndwerteste aller Einseitigkeiten. Und auf der an-

dern Seite zeigt er mir, welche Arbeit nötig wäre für mich und fürs Volk, und um dazu zu gelangen, muß ich eben doch durch das verfluchte Examen."

Und am 27. Oktober 1911:

... „Mein Stundenplan in Zürich ist nun doch größer geworden, als ich anfänglich wollte. Doch passen nun die Stunden ordentlich zusammen, sodaß ich nur an vier Nachmittagen nach Zürich muß, die übrige Zeit also ganz für mich habe. Ich habe im ganzen 10 Stunden. 2 Althochdeutsch, 2 Altsächsisch, 2 Mittelhochdeutsch, 2 Experimentelle Pädagogik, 2 Schweizergeschichtliches Konversatorium, d. h. eigentlich Übungen vor einer Schulklasse. — Meine Dissertation ist noch im allerersten Stadium, d. h. ich bin noch am ersten Durcharbeiten der Werke und Auszügern. Nachher kommen die Werke über Pestalozzi und erst dann kann ich ans Komponieren denken. Bevor ich damit anfangen kann, muß ich auch noch nicht voraussehen, welche Gestalt die Arbeit eigentlich annehmen wird. — Pestalozzi gibt mir sehr viel für mich selber, für meine Lebensanschauung und Lebensführung. Gerade diese zwei Dinge sind bei ihm nicht von einander zu trennen, indem ihm Wahrheit nur das ist, was sich als Lebensmacht und zwar als sittliche Lebensmacht (im weitesten Sinn) beweist. Alles bloße Verstandesgrübeln ist nicht nur verfehlt, sondern höchst gefährlich. Das habe ich wahrlich am eignen Leib erfahren. Unser Verderben liegt darin, daß wir eine Wahrheit suchen, um danach handeln zu können. Pestalozzi will zum Handeln bilden, um dadurch der Wahrheit näher zu kommen. Er bleibt vollständig in der Er-

fahrungswelt, geht immer von den nächsten Verhältnissen und Erlebnissen aus. Wer diese richtig anzuschauen und darin richtig, d. h. seinem innern sittlichen Wesen gemäß zu handeln weiß, erobert von da aus allmählich immer weitere Kreise und findet sich zuletzt in allen Verhältnissen zurecht. Er macht dabei die Erfahrung seiner Schwachheit und kann sein sittliches Wesen nur durch den Glauben aufrecht erhalten. Dieser ist nur darum metaphysische Wahrheit, weil er praktische Notwendigkeit an sich hat. Dies sind nur einige Gedanken und lange nicht in ihrer tiefsten Gestalt. Aber für mich liegt etwas beruhigendes, stärkendes darin, denn aller Meinungsstreit wird dadurch nebensächlich; der Weg zur Wahrheit wird höchst einfach, sogar viel zu einfach für uns Kulturmenschen, die wir doch stark verbildet und überbildet sind. Wir werden immer mehr Mühe haben, diesen einfachen Weg zu gehen als das ungebildetste Menschenkind, das in einfachen Verhältnissen lebend, einfache Begriffe und einfache Pflichten hat." — Also im ganzen gehts mir gut. Hoffentlich Dir auch und hoffentlich wächst Du immer tiefer in Deine neue Arbeit hinein; daß Du eine schöne Aufgabe hast, fühle ich noch immer, trotz meiner Relaisierung!

29. Juli 1912.

„Mein böses Gewissen klagt mich an, daß ich die freundliche Geburtstagskarte nicht beantwortet habe. Also nun herzlichen Dank dafür! Es heißt darin, es sei ja nicht wenig, was ich vom Leben noch erwarte. Was ich erwarte, weiß ich wirklich selbst nicht. Ich glaube

sehr wenig, wills aber gern annehmen, wenn mehr kommt. Bitte das nicht als Phrase, sondern als Wahrheit aufzufassen! Ich lebe wirklich ohne großes Vertrauen und bin am wöhlsten, wenn ich wie die Verzagten¹ über dem Heute das Morgen zu vergessen suche."

Nach einem Besuche bei den Freunden schreibt er am 17. September 1912:

„Ich habe nun wieder einmal tüchtig Pfarrerluft geatmet und Du findest vielleicht, es würde mir gut tun, mich etwas mehr mit religiösen Dingen abzugeben. Es ist allerdings wahr, daß ich da seit meinem Abschied aus dem Pfarramt noch unentschiedener geworden bin, ganz im Gegensatz zu meiner Voraussicht. Ich glaubte damals, wenn der Druck des Amtes aufhöre, so werde die Frömmigkeit umso freier und stärker sich entfalten. Aber die Sache lag scheint's tiefer. Da ist es immer wohl das beste, ruhig zuzuwarten und nach dem Weg, der vorwärts führt, ohne allzu großes Drängen auszuschaun. Inzwischen brauchst Du an meinem Herzen nicht ganz zu verzweifeln; ich glaube, daß auch eine Frau es bei mir nicht allzubös hätte. Wenn ich bei Euch etwas knurrig war, so kam es vielleicht gerade davon, daß ich keine habe. Ich bitte also um Verzeihung."

23. Dezember 1912.

... „Nun geht das alte Jahr zu Ende. Gottlob! sag ich, denn es war für mich eine Qual und nicht allein durch meine Schuld. Das neue soll anders werden, so viel an mir liegt; aber ich kann ja die Welt nicht regieren, und gewöhnlich nicht einmal mich selber. Das Heil

¹ Gebichte, S. 65.

erhoffe ich von der Arbeit und dann habe ich immer noch so einen kindlichen romantischen Glauben an ein großes Glück, das mir einmal in den Schoß fallen müsse. Dieser Glaube hat mir schon genug geschadet; ich habe über dem Träumen das Zugreifen verlernt; aber es sind nicht meine schlechtesten Stunden, in denen er in mir lebendig ist."

26. Januar 1913.

.... „Was die mir aufgerupften Widersprüche in meinen Hoffnungen und Stimmungen und Predigten betrifft, so ist ja wohl etwas daran. Ich bin gottlob selber kein ausgeklügelt Buch, wenn ich jetzt schon eines habe ausklügeln müssen. Übrigens hätte ich, offen gestanden, eher einen Lobspruch oder eine Freudenäußerung über meine etwas besser gewordene Stimmung erwartet, als eine solche mitleidslose höhnische Feststellung lumpiger Widersprüche!..... Seit Neujahr bin ich nun am Repetieren und zwar an der deutschen Grammatik. Das ist ein weites Gebiet und viel Gedächtniskram; aber doch im Grunde interessant und mir jetzt schon ziemlich vertraut. Leider hat das Lesen der gotischen, altsächsischen und althochdeutschen Texte nicht viel sachlichen Reiz, weil fast alles Bibelübersetzungen oder geistliche Dichtung ist, die rein historischen Wert besitzt. Nur das Mittelhochdeutsche hat eigentliche Dichtwerke und gerade dafür bleibt mir am wenigsten Zeit, weil die alten Dialekte viel schwerer sind. In Zürich betreibe ich hauptsächlich Pädagogik bei Lipps. Auch Ethik tut recht gut; nur wird mir immer klarer, daß keine wissenschaftliche Betrachtung den Tatsachen des Seelenlebens ge-

recht zu werden vermag. Wenn Lipps die ethische Entwicklung auf die Gewöhnung zurückführt, so hat er damit allerdings etwas greifbares, einfaches, das über viele Schwierigkeiten weghilft. Aber gerade dem tiefsten sittlichen Erleben, das alle Gewöhnung durchbricht, ist er bis jetzt nicht gerecht geworden. Ist nicht Luthers Tat ein Widerspruch gegen das Gewordene, Gewöhnte? Spottet nicht die Neue, die Seelenangst jeder Erklärung?" —

Der Dichter

Die Studienjahre von 1910 bis 1913 waren keineswegs nur der wissenschaftlichen Arbeit gewidmet. Nachdem das lastende Pfarramt abgeworfen war, brach in der Atmosphäre der Freiheit und Muße, wie sie das Studium mit sich brachte, die dichterische Kraft durch. Jetzt fand Paul Hallers poetisches Streben endlich Erfüllung. Durch sein Amt war er hineingestellt worden in eine Bevölkerung, die in harter Arbeit um des Lebens Notdurft ringt. In Berührung mit ihrer Not und ihrer Freude, im Kampf gegen ihre Fehler, hatte er das wirkliche, alltägliche und tätige Leben kennen gelernt; er war nun reif geworden, das Bild seiner eigenen Zeit zu gestalten, wie es sich ihm in diesem einfachen Rahmen bot. Das Erbe Jeremias Gotthelfs wird in ihm lebendig; doch ist sein Talent stark genug, eigene Wege zu gehen. Die Verserzählung „'s Juramareili" ist die poetische Frucht der Kirchberger Zeit, — wenn auch die Dichtung erst nach dem Wegzug vollendet wurde. Sie erschien auf Weihnacht 1911 im Druck. —

Die Dichtung wurzelt vollständig in den Verhältnissen, wie Paul Haller sie in seiner Gemeinde getroffen hatte. Der Schauplatz ist ein Dorf an der Aare. Aber es ist kein Idyll, das er uns vor Augen führt, sondern die Tragödie einer durch Trunksucht und Krankheit zerrütteten Familie. In schlichten ungerheimten Versen wird das Schicksal des armen Fabrikmädchens erzählt und dabei ein Ausschnitt aus dem Leben

unseres Volkes gezeichnet. Der harte Alltag mit seiner Sorge und Not bildet den Hintergrund des Gemäldes. Die Zeichnung der Personen ist scharf und durchaus realistisch, die Beleuchtung so, daß keine ganz im Schatten und keine nur im Lichte steht. Selbst für den verkommenen Süffel von einem Vater weiß der Dichter Mitgefühl zu erwecken, der armen Mutter aber springt im Zorn die Rede hart von den Lippen. Auch die hülfsbereite Bäsli ist kein langweiliger Tugendsspiegel, und die zarte Gestalt Mareillis hat genug Erdenschwere, um vollkommen glaubhaft zu wirken. Wohl geht die Realistik der Schilderung oft sehr weit; aber die echte Empfindung und tiefe Menschlichkeit, die das Ganze durchweht, hebt es über einen platten Naturalismus hinaus in die Sphäre wahrer Poesie. Der Dichter ist sich dieses Realismus' vollauf bewußt; er ist ihm notwendig, um den Grad von Lebendigkeit und Lebenswahrheit zu erreichen, den er erstrebte. Fein empfunden und treffend wiedergegeben ist der Charakter der Landschaft. Aarerauschen und Juraduft durchwehen die Dichtung. Die eingeflochtenen, mehr lyrischen Partien mildern auch die düstere Tragik der Handlung.

Besonders reizvoll ist die Darstellung der Bundesfeier, die auf eine Jugenderinnerung aus dem Jahre 1891 zurückgeht. Die Einleitung dieses Gesanges ist wohl vom schönsten, was die Heimatliebe je einem Schweizerdichter eingegeben hat:

Sächshundert Jahr sind drüber gloffe gsi,
As d'Niggenossen i de höchste Bärge

Am grüenste See uf hertem Schwyzerbode
Für Rächt und Freihäit zämegstande sind.
Das sind no Manne gsi mit March im Rügge,
Mit Bluet im Härz und Munichraft im Lyb,
Mit Liebi gäge Chind und Wyb, mit Has
Und Räch am Find, a sine Tier und Lüte.
Im Hergott händ si sini äigne Waffe
I Bärge und Tal vertlehnt; 's het gchäkeret,
Wi wenn de Roszbärge hüt scho abe chem,
Und Rosz und Harnisch sind im See versunke.
Di Junge händ no was dr Atti 'glaubt,
Und niemer het uf d'Syte 'dörfe stoh,
Wen dis 'bättet händ. Im ganze Land
Händ alli Freud gha oder alli 'briegget,
Und käine het sis Gras uf äigne Matte
Und Alpe gmächt, de Bärge het allne ghört.
Wi d'Ehlätte sind si anenander ghanget,
Wi d'Distle händ si gstoche gägem Find,
Wi d'Rose blüejht und obem Blüejhe ghraket.
Wo frönde Herre händ si Laste trät,
Bis's gnue gsi ist; do händ si d'Chöpf ufgrüert:
Jez trädged sälber, wenn si trät müend sy!
Es tapfers Wort isch nie vergäbe gsi
Im alte Schwyzerland, 's het zündt und 'brönnnt.
Und wen en Ma gsi wer, wo mit sim Gält,
Mit Zeis und schlächtem Loh de Nocher 'drückt
Und d'Armet gschunde hätt, das tapfer Wort
Hätt tapfere Tate grüest, und Rächt wer worde.
Stolz sind si gsi, voll Laster und voll Tuget,
Voll Fläcken und so hell wi Gletschernys.

Im Schwyzerwage händ si d' Achse gschmiret
 Mit Bluet und Schwäis, durm lauft er no wi ame;
 Drum händ au i dr schönste Summernacht
 Vo allne Höchene di rote Für
 Is Tal und gäg de bläiche Stärne zündt.
 Vom Räinerbärg und ab dr Lägere,
 Vo Gisli-, Wasserflueh, vom Wyßestäi,
 Im Bärnischen und über Neueburg,
 Durs Wattland y bis gägem Gänferegge
 Händ d' Jurabärg gflammt, en Fackelzug
 Dr Schwyzergränze noh, und übers Land
 Vom ewige Schnee, vom wyße Gletscherrugge,
 Vo tusig Alpespiz het's widerglüchtet,
 E wunderbari, grossi Bundesfyr.
 Us schwarzem Talgrund singe d' Obeglogge
 En Schwyzerpsalm; katholisch, reformiert,
 's het alles zäme glütet, alles gstimmt.
 Di ander Wält isch tief im Schatte gläge
 Und het verstuunt i d' Schwyzerbärg gluegt,
 Wi's gwätterläinet het; im wyten Oste
 Händ armi Buren ufem herte Bett
 De Chopf ufgha, und wo si d' Chettene
 A Hals und Arme wieder abezieht,
 So händ si doch vo Rächt und Freihäit traunt.

Die Absicht, ein „Heimatsdichter“ zu werden, lag Paul Haller durchaus fern; denn alles bewusste Unterstreichen des Heimatlichen, des Volks- und Aeltertümlichen war ihm zuwider. Vielmehr ist das soziale Motiv der Ausgangspunkt. Der Dichtung liegt zweifellos,

ähnlich wie bei Gotthelf, eine volkserzieherische Absicht zugrunde. Er griff auch nicht zur Mundart um ihrer selbst willen, sondern weil der Stoff sie verlangte. Nie suchte er nach besonders urhigen und seltenen Ausdrücken, sondern nur nach dem passenden. Doch darum eben klingt seine Sprache echt und volkstümlich und dies nicht nur in der einzelnen Wendung, nein, auch im Satzbau. Gerade die Unabsichtlichkeit des Heimatgefühls macht das Juramareili zu einem Stück wahrer Heimatkunst. — —

Über sein Werklein schreibt er dem pfarrherrlichen Freund:

3. Juni 1911.

... „Wann ich einmal komme, weiß ich noch nicht. Über Pfingsten bleibe ich hier, um endlich mein Epöschchen fertig zu bringen. Es ruht nun nach vielen Überarbeitungen dem Ende zu und hat rund seine 2000 Verse erhalten. Viel Arbeit, aber auch viel Freude habe ich dabei. Was aber die ‚Menschheit‘ dazu sagen wird, liegt noch im Dunkeln. Ich selber habe kein ganz klares Urteil über seinen Wert. Diesen hat es auf jeden Fall für mich selber, da der Abschluß einer großen Arbeit immer einen Gewinn bedeutet.“

Und am 21. Dezember 1911:

... „Nun zu meinem Mareili. Ich bin zufrieden mit der Aufnahme, die es bis jetzt gefunden hat; ja ich hatte eigentlich weniger Zustimmung erwartet. Allerdings geht es so, wie ich mir dachte, daß die rein ästhetischen Menschen das allgemein menschliche darin, das zum Herzen sprechen soll, nicht recht erfassen und daß sich

zweitens die conventionellen Menschen an der Härte des Ausdrucks stoßen. Beides freut mich; denn es zeigt mir, daß das Gedicht wirklich in die Tiefe greift. Von Recensenten kann man wohl selten ein tiefes Verständnis erwarten; wenn nur wenigstens Aufmerksamkeit und Interesse erregt wird. Die zutreffendste Besprechung erschien im Zofinger Tagblatt. Ferner war das Büchlein besprochen im Badener und Brugger Tagblatt, Arg. Nachrichten, Schweiz. Lehrerzeitung, Freiheit...

Am meisten gefreut hat mich das Urteil Greyerz's in Glarisegg,¹ weil ich ihn für einen wirklich kompetenten Beurteiler halte. Er hat zwar am Gang der Handlung etwas auszusagen, lobt aber Sprache, Versmaß und vor allem die Einfachheit, die seit Hebel nicht mehr erreicht worden sei."

Eine zweite, kürzere epische Mundartdichtung, „Hans und Häiri“ ist wohl 1913 entstanden. Sonderbarerweise behielt sie der Dichter in der Schublade zurück; in irgend welcher Hinsicht mochte sie ihn nicht ganz befriedigen. So wurde sie erst nach seinem Tode in den gesammelten Gedichten abgedruckt. Nach seiner eigenen Aussage handelt es sich um einen Versuch, den Stoff der ältesten deutschen Dichtung, des Hildebrandsliedes, den Kampf zwischen Vater und Sohn, in moderne, bäuerliche Verhältnisse zu übertragen.

Noch stärker als im Juramareili ist hier der epische Charakter herausgearbeitet; auch ist die Sprache noch realistischer. Eine fast dramatische Wucht geht von der

¹ Otto v. Greyerz, bekannter Dialektdichter, damals Lehrer am Landerziehungsheim Glarisegg am Bodensee.

gedrängten Szenenfolge aus, in der Rede und Wechselrede oft Schlag auf Schlag folgen. Das Stück hat denn auch bereits einer dramatischen Bearbeitung zur Grundlage gedient.¹ Mit wenigen treffsichern Strichen ist der landschaftliche Hintergrund skizziert — auch hier Juraboden —; und die Personen sind knapp und scharf umrissen. — —

Aus den Jahren 1910 — 1913 stammt aber auch der Großteil der Gedichte. Bis zur Abfassung des Juramareili hatte sich Paul Haller stets der hochdeutschen Sprache bedient. Nun aber war er so sehr in den Dialekt hineingewachsen, daß er ihm auch für die Lyrik zu Gebote stand. Zwar ist es nur ein ganz kleiner Strauß — ein starkes Duzend Gedichte verschiedener Art, und dennoch genug, um dem Autor einen ehrenvollen Platz unter den Mundartlyrikern zu sichern. Volkstümliches und persönliches Fühlen, verbunden mit tiefer Naturempfindung und klarer Gestaltung des Landschaftlichen zeichnet diese Gedichte aus. Selten findet man eine so innige Verschmelzung all dessen, wie im Gedicht:

3'Nacht.

Schwarz gropet d'Nacht dr Aare noh,
Kais Stärndli schickt e Häiteri.
's mues jeden äinist 's Läbe loh
Und usem Liecht a d'Feisteri:

¹ Nold Halder: „De Watter“. (Verlag H. A. Sauerländer & Co.,arau, 1926.

Hütt isch es glych au gar so still,
Ke Gäisle ghörst, ke Nesebah!
Was äine spinnt und wärche will,
De Fade mues es Andi ha.

Lys ruschets a dr Nidch verby,
Bis änevör, a d'Chlosterwog.
Und mues den äinist gstorbe sy,
Gottlob! me chunt us mänger Plog.

Lueg, 's lauft es Liechtl us em Hus,
Und übers Wasser tanzt en Schy.
Gohst äin uf Freud und Liebi us,
z'Erak mues er rächt elägge sy.

Los doch und lueg, wi 's Wasser schüßt
Durab, durab, 's chunt nümme z'rugg.
Probiers, wenn alles nidsi flüßt,
Ob d'obst magst bis under d'Brugg!

Und was dr Ehrüz und Chummer macht,
Chum zue mr, stand as Wasser a.
Es isch mr, 's häig no nie ke Nacht
So dunkelschwarzzi Auge gha.

(Gedichte S. 98.)

In einigen Stücken kommt auch der Humor, der sonst in Paul Hallers Dichtungen fehlt, bald in feinerer, bald in derberer Schattierung zur Geltung. Andere haben einen epischen Einschlag, wie „De Nusbaum a dr Schällebrugg“, wo ein ganzes Stück Volksleben in wenigen Strophen eingefangen ist. Eine besondere Stellung nimmt die stimmungsgewaltige Ballade

„Mordhans“ ein. Sie ist das letzte Mundartgedicht Paul Hallers, erst 1917 entstanden. Vorgesehen war ein ganzer Zyklus von 6 Balladen, wovon leider nur diese eine zur Ausführung gekommen ist.

Trotzdem sich Paul Haller die Mundart als Dichtersprache ganz zu eigen gemacht hatte, blieb auf dem Gebiet der Lyrik das Hochdeutsche sein hauptsächlichstes Ausdrucksmittel. Dialekt- und hochdeutsche Dichtung gehen von nun an nebeneinander. Auch für die letztere ist die zweite Studienzeit besonders fruchtbar. Wohl die Hälfte aller im ersten Abschnitt der Sammlung von 1922 vereinigten Gedichte, und der gesamte Zyklus „Unterm Schicksal“, der die balladenartigen Dichtungen umfaßt, sind damals entstanden, außerdem noch manches Stück, das, formaler Mängel wegen, nicht in die Sammlung aufgenommen wurde.

In seiner Lyrik erstrebte Paul Haller in erster Linie eine starke Gesamtstimmung. War diese erreicht, so übersah er leicht die Blässe oder Abgeschliffenheit der einzelnen Wendung, die den Eindruck des Ganzen störte. Aber er liebte nicht zu feilen. Selten arbeitete er ein Gedicht ganz um. Wenn es nicht im ersten Wurf gelang, so verlor er meistens das Interesse daran. Mit der Zeit wurde er immer kritischer sich selber gegenüber, und später fand nur noch wenig aus den frühern Jahren Gnade vor seinem scharfen Urteil. Da er die Gedichte auch nicht für eine Veröffentlichung durcharbeitete, so fehlt da und dort die letzte Vollen- dung. In den besten Stücken aber erreicht er eine

außerordentliche Stimmungsgewalt, der auch der sprachliche Ausdruck ebenbürtig ist. Wie gesättigt mit Gefühl, wie knapp und treffsicher sind doch die folgenden Strophen:

Nachtstiller Wald (1912).

Nachtstiller Wald, du schwarzgebreitet Meer,
Aufschauernd tauch ich tief in deine Flut.
Nun lastet deine Tiefe über mir,
Und deine große Stille um mich ruht.

Von ferne rauscht die Brandung hoch herein,
Das schwillt und sinkt und ebbt verklingend aus.
Nun ist der Meergrund traut wie 's Kämmerlein
Und meiner Unrast friedlich Totenhaus.

(Gedichte S. 18.)

Die mundartlichen und hochdeutschen Gedichte zeichnen sich durch reichen Wechsel in Melodik und Rhythmus und durch Mannigfaltigkeit der Strophenform aus, ferner durch eine gewisse Freiheit im Versbau und in der Verwendung des Reims. Die ganz strengen Strophenformen meidet der Dichter eher; so hat er sich z. B. auch nur ausnahmsweise im Sonett versucht, das er als der deutschen Sprache wesensfremd empfand. Nie spüren wir bei ihm Künstelei; die Form wächst immer von innen heraus.

In der hochdeutschen Lyrik ganz besonders überwiegen die schwermütigen Töne. All das, was er vor den Menschen verbarg, die Sehnsucht, die Unruhe, das Unbefriedigtsein, die innere Einsamkeit, findet darin Aus-

druck. Wohl ist ihm die Natur eine milde Trösterin, aber immer wieder verliert sich sein Sinnen in der Rätselhaftigkeit des Lebens. Selten nur tönen seine Saiten fröhlichen Klang, oder sind von stiller Heiterkeit erfüllt, wie in dem schönen Gedicht „Sylvesternacht“. Aber auch dann schimmert gedämpft die leise Melancholie des Hintergrundes durch. — Bezeichnend für des Dichters seelische Haltung ist das folgende:

Rätsel.

Viele Menschen gehn auf fernen Straßen,
Die ich niemals ging noch gehen werde;
Ziehn durch Wüsten, ruhen in Oasen.
Ewig zieht und ruht die Völkerherde.

Städte, Dörfer, millionenweise
Blühn empor und welken in den Winter,
Und zu fern für jede Menschenreise
Tausend Welten liegen noch dahinter.

Niegekannte Männer, fremde Frauen,
Kinder, hold erblüht, wer weiß wie viele?
Drehn sich wie ein Zauberglas zu schauen
Um mich her in unverstandnem Spiele.

Ja die Nächsten, die mich traut umgeben,
Kann ich ihnen so ins Auge blicken,
Wie mich dürstet? Kann dies arme Leben
Klüfte, die uns scheiden, überbrücken?

Bin mir selbst ein Rätsel, unverstanden,
So befremdlich oft wie jene Frauen,

Männer, Kinder in den fernen Landen,
Ja, mir selbst ein Zauberglas zu schauen!

(Gedichte S. 12.)

So steht dieses Traumland der Seele in schroffem Gegensatz zu dem Tatsachensinn, der Paul Haller im praktischen Leben keineswegs fehlte, und zu seinem Auftreten den Menschen gegenüber. Der Frau seines Freundes, dem die oben abgedruckten Briefe galten, schreibt er im Frühling 1912: „Sehen Sie, bei uns geht es eben manchmal etwas melancholisch zu. Mutter ist nicht immer wohl und oft betrübt, hat auch viele Bangigkeiten. Und ich bin ein unzufriedener Mensch, der lieber träumt als arbeitet und aufs Glück hofft, statt es sich selber zu schaffen. Das werden Sie wieder nicht glauben und begreifen; denn Sie sehen gewöhnlich nur die lustige Seite und fühlen nicht, daß der Scherz oft nur die oberste Welle des Gemütes ist, unter der erst die tiefen dunkeln Wasser ruhen. Galgenhumor! Sie dürfen die Menschen nicht nach dem beurteilen, wie sie sich gegen andere geben, sondern müssen versuchen, zu erkennen, was sie in der Einsamkeit und gegen sich selber sind! Das ist oft wie Tag und Nacht. Sie dürfen auch nicht nur das an einem Menschen suchen, was Sie in ihm zu finden wünschen. Ist das vielleicht der Grund, warum Leute, die sich lieb haben, einander oft nicht kennen trotz enger Lebensgemeinschaft? Selbsttäuschung der Liebe, Voreingenommenheit der Freundschaft. Und zum dritten dürfen Sie nicht erwarten, daß ein anderer gerade das fühlt, was Sie selber. Er fühlt vielleicht ganz anders und die Berührungsflächen mit

andern sind klein. Aber immer dann kehrt er sie hervor, wenn er mit Ihnen verkehrt, und so glauben Sie, er stimme überhaupt mit Ihnen überein. Kann man sich je ganz von einem andern verstanden fühlen? Und ist das überhaupt nötig? Gibt nicht die praktische Arbeit für irgend ein gemeinsames Ziel die einzige und beste Lebensgemeinschaft? Im Innern aber ist der Mensch einsam und muß seinen Weg selber suchen.“ Und dem Freund gegenüber äußert er sich in einem andern Brief: „Gewiß hat sie (die Frau) Dir eine Schauerbeschreibung von meinem Gemütszustand gemacht! Nun, der ist jetzt gerade wieder besser als beim Schreiben jenes Briefes. Der hatte übrigens nur den Zweck, einem größeren Mißverständnis abzuhelpen, dem ich sehr oft ausgesetzt bin. Mein äußeres ruhiges und doch oft heiteres Wesen wird gern auf mein Inneres übertragen. Ich bin aber wirklich bei mir anders als bei den Menschen; denn gerade dazu suche ich Menschen, um von mir selber loszukommen. Ich habe oft einen ungeheuren Lebensdrang und Lust zu freudigem Lebensgenuß jeder Art; dann wieder als Kehrseite melancholische Zustände. Und diesen Gegensatz hat meine Pfarrerverzeit mit ihrer Last der Verantwortung und ihren Ansprüchen an Lebensernst nur gestärkt. Sie hat mich in gewissem Sinn um meine Jugend betrogen; darum brechen die Torheiten jetzt erst hervor. — In der letzten Zeit hoffte ich über mich selbst hinauszukommen durch eine Liebe. Daraus ist nichts geworden, und nun bin ich auf dem alten Fleck oder weiter zurück. Jetzt lese ich Nietzsche und habe viel mehr davon als früher. Aber wo

bleibt mein Christentum? Eine Frage, die noch nicht gelöst ist. — Kurz, bei den Menschen will ich froh sein; aber ich bin es im Grunde nicht. Ich hätte übrigens Angst, glücklich zu sein, man schläft ein dabei. Aber Leben will ich. Wo und wie? Daß ich so fragen kann und muß, das ist das Unglück."

Aus diesem Zwiespalt heraus flossen so sehnsüchtige Gedichte wie „Das seltsame Sterben“ (Gedichte S. 67), und solch verzweifelte wie „Die Verzagten“ (Gedichte S. 65), beide von 1912. Etwas Lockendes muß in der Hingabe an diese Stimmung gelegen haben, sodasß er sich ihr inbrünstig überläßt.

Verstärkt wurde dieser Zustand durch jenes Liebeserlebnis, auf das im oben abgedruckten Brief angespielt wird. Es war während der zweiten Studienzeit, als er in Brugg wohnte. Da trat ihm die Tochter einer dem Vaterhaus von Jugend auf befreundeten Familie in voll erblühter Jungfräulichkeit entgegen. Sein Herz fängt Feuer, und es regt sich in ihm die Hoffnung, das dies die heiß Ersehnte sei; er läßt die Neigung in der Stille keimen, ohne der Geliebten seine Gefühle auch nur anzudeuten. Voller Sehnsucht streift er wie ein zarter Jüngling durch Wald und Feld, zögert und zögert — bis ihm ein anderer die Bahn durchkreuzt, der rasch entschlossen das Mädchen zu seiner Braut und Lebensgefährtin macht. Mehrere Gedichte weisen auf dieses schmerzliche Erlebnis hin, doch sind nur zwei davon in die Sammlung aufgenommen, „Glocken“ und „Wenn's weh tuet“. Ein drittes, in dem er Abschied nimmt, das ich seinerzeit ausgeschaltet, möge hier stehen:

Grausame, hinter deinen dunkeln Tannen!
Mein Liebstes an der Aare liebem Strand!
Wer hieß dich meine willigen Blicke bannen
An deines Siebels hochgeschwungnen Rand,
Und da ich schüchtern nahe, dich zu finden,
Mit abgewandtem Haupt dich mir entwinden?

Nun seh ich blöder Tor, mit leeren Händen,
Von ferne schon dein liebliches Gesicht.
Noch kann ich meinen trunken Blick nicht wenden,
Und weiter schreiten, vorwärts, darf ich nicht.
O, wenn du mir das kleine Glück nicht neidest,
So hör Erinnerung reden, eh du scheidest.

Zum erstenmal beim Kinderfackelreigen
Sah still erfreut ich deiner Augen Glut,
Die schönsten Fackeln, freundlich sich mir neigen,
Für mich vom Festgebraus das einz'ge Gut.
Du ahntest nicht, daß suchend dir entgegen
Das Herz mich trieb auf alten Jugendwegen.

Wenn da ein freundlich überirdisch Führen
Dich auf der Straße mir entgegentrug,
Du durftest nur die dunkeln Wimpern rühren,
So war das holde Grüßen mir genug.
Zwar keimte schon die Hoffnung sel'ger Zeiten,
Und Lieder tönten von verborgnen Saiten.

Wohl weißt du selbst, wie noch vor wenig Wochen
Dein fragend Aug an meinem Munde hing,
Da ich von meinem ersten Lied gesprochen;
Wobei dein Arm des Bruders Hals umfing!

Und fühltest nicht das schlecht verhaltne Sehnen,
Mein eigen Haupt in deinen Arm zu lehnen?

O du mein langgesuchtes, halb gefunden
Und schon verlornes Engelsangeficht!
Von alten Schmerzen wollt' ich rasch gefunden
In deinem jugendstarken Morgenlicht,
Und rüstig Hand in Hand die Stege schreiten,
Die zu des Glücks geheimsten Quellen leiten!

Du wendest dich und gehst. So laß das Grüßen!
Was soll dein warmer, lieber Abschiedsblick?
Du eilst davon auf glückbeschwingten Füßen
Und siehst nur scherzend noch einmal zurück.
Ich aber, in des Lebens wirre Gassen
Verlier ich mich, vom guten Geist verlassen.

(Februar 1912.)

Auch in dem abgedruckten „Nacht“ zittert der Schmerz über dieses Erlebnis nach.

Weniger persönlich sind naturgemäß die balladenhaften Stücke. Allen aber ist das Schicksalhafte gemeinsam, und die Liebe des Dichters zu denen, die schwer am Leben tragen, kommt auch darin zum Ausdruck. Das spulende Kind ist eine Schwesterngestalt zum Jura-marelli und zur Heldin der Erzählung „Unter der Treppe“. Das Streikproblem, das ihn, als ein Hauptproblem der modernen Arbeiterseele, viel beschäftigte, wird hier zum erstenmal packend gestaltet und taucht dann wieder im Drama „Marie und Robert“ auf. Der „Ruf aus der Tiefe“ hat etwas von der alten

Volksballade an sich, während „Die Kanone“ die behagliche Stimmung der Idylle atmet.

Diese Gedichte bilden die Brücke von der reinen Lyrik zum epischen Schaffen Paul Hallers; denn neben der wissenschaftlichen Arbeit an der Dissertation beschäftigen ihn in jener Zeit immer auch größere dichterische Pläne. Ja, während er mit der Fertigstellung der Doktorarbeit beschäftigt war, schrieb er mir am 24. Februar 1913 nach Paris: „Die Poesie steht nicht so völlig still, wie Du meinst. Übers Neujahr habe ich eine Erzählung geschrieben (Hans Keigler in der Erlen), aber ihr Wert ist mir noch zweifelhaft. Kleine Gedichte entstehen hie und da und nun habe ich ein größeres Epöschen (Mundart) angefangen, das mich sehr anziehen würde, wenn ich Zeit hätte. Hoffentlich nach dem Doktor. Verlag Kober in Basel hat mich angefragt, ob ich für ihn einen sozialen Roman schreiben wolle. Das geht nun allerdings nicht, dagegen hat mich Frei in St. Johann für den Heimkalender angefragt. Dem werde ich gern einige Gedichte schicken. Du siehst, mein Schiffchen hat etwas Wind bekommen.“

Die erwähnte Novelle „Hans Keigler in der Erlen“ ist leider verloren gegangen, oder vom Dichter selber wieder vernichtet worden. Sie war eingegeben durch jenes Volkslied gleichen Namens, das Otto v. Greyerz im 4. Bändchen der Köseligartensammlung abgedruckt hat:

Die Figur des alten, verlaufenen Zigeunerpoeten hatte es in ihrem Galgenhumor Paul Haller angetan. Daß ihn überhaupt das Landstreichertum innerlich

irgendwie beschäftigt haben muß, bezeugt das Mundartgedicht „Der alt Fögel“, sowie „Hans und Häiri“. Sogar als das Examen vor der Türe stand, ließ ihn die Poesie nicht los. Am 4. Mai 1913 schreibt er:

„Ich wälze große Pläne im Kopf, aber zum Ausführen habe ich natürlich keine Zeit. Wird es mein Lebtag so bleiben? Ich bin schon jetzt in dem Dilemma zwischen praktischer und künstlerischer Arbeit, von beiden gleich stark angezogen, und in Gefahr, zwischen beiden zu verhungern.“

Schiers

Im Sommer 1913 hatte Paul Haller das Doktorexamen bestanden, und damit sein zweites Studium abgeschlossen. Nun war der Weg zu den Menschen und zur praktischen Tätigkeit wieder frei.

Die erste Gelegenheit, sich in den Lehrberuf einzuarbeiten, fand er an der Industrieschule in Zürich. Dort amtierte er als Stellvertreter von den Sommer- bis zu den Herbstferien. — Auf den Winter hoffte er eine dauernde Tätigkeit am zürcherischen Lehrerseminar Rüschnacht zu finden, wo eben eine Stelle ausgeschrieben war. Da hätte er das gehabt, was ihm als besonders erstrebenswertes Ziel vorschwebte: die Tätigkeit an einer Lehrerbildungsanstalt, und dadurch Einwirkung auf Volksschule und Volksbildung. Denn darin sah er die fruchtbarste Tätigkeit eines Erziehers, besonders seit er mit der Ideenwelt Pestalozzis vertraut geworden war. Von England aus, wo ich mich damals aufhielt, hatte ich die Frage aufgeworfen, ob wir zwei Brüder nicht zusammen die Gründung einer privaten Erziehungsanstalt nach dem Vorbild der Landerziehungsheime ins Auge fassen sollten. In einem ausführlichen Briefe entwickelte Paul mir dann seine Stellung zu den Problemen der öffentlichen Erziehung, den ich hier in der Hauptsache wiedergeben will:

„Du willst Dich von der Staatschule abwenden, weil die Erziehung darin zu kurz kommt. Hier liegt allerdings wohl der wunde Punkt des öffentlichen Unter-

richts. Doch liegt dabei eben eine Arbeitsteilung vor. Die Schule wird nie das Haus ganz ersetzen, soll es auch nicht. Wenn heute das Familienleben der unteren Klassen unter dem Druck der Erwerbsverhältnisse verlottert, so liegt wohl der Weg zum Bessern in der sozialen Reform und Umgestaltung, die die Mütter wieder aus den Fabriken führen, und auch dem Manne genügend freie Zeit verschaffen soll. Die Erziehungsschule in Ehren, aber tief unter dem Elternhaus. — Zweitens liegt im Grundsatz des öffentlichen Unterrichts an sich selbst ein hoher Wert. Er verkörpert das Recht und die Pflicht des Einzelnen dem Staat gegenüber. Er ist allerdings eine Last für die Reichen, Selbständigen, die aus eignen Mitteln ihre Kinder besser schulen könnten. Dafür ist er eine Wohlthat den Unselbständigen gegenüber. Er ist vielleicht das wichtigste Bindeglied zwischen den Klassen, die Grundlage alles sozialen Fortschritts. Darin liegt seine erzieherische Bedeutung. Durch sein bloßes Dasein wirkt er mehr als aller Privatunterricht, der nur Einzelmenschen schafft und oft an der Gesamtheit wie ein Schädling erscheinen muß. Dabei bin ich nicht so eng, ihn ganz abzulehnen. Aber ich möchte lieber nicht darin arbeiten, weil er meines Erachtens neben der großen StraÙe liegt, die in die Zukunft führt. — Das vermag mich auch auszuföhnen mit den großen Mängeln, die jedem öffentlichen Unterricht immer anhaften werden. Ich empfinde sie sicher auch; vielleicht erst recht, wenn ich einmal darin stehe. Aber es gehört nun einmal zur Welt, daß jeder Vorteil durch Einbußen erkauft werden muß. Landerziehung kann der Staat

nicht allen schaffen, nur etwa den fränklichen. Dazu sollte man es bringen. Für die Massen wird sie immer unerreichbar sein; und das hat wieder seinen Vorteil. Denn ein gesunder Mensch sollte wo möglich in den Verhältnissen auferzogen werden, in denen er einst leben und arbeiten muß. Schicke nun alle städtischen Fabrikfinder auf's Land und wenn sie 15 Jahre alt sind, sperre sie in die Fabrik und in eine enge Stube in Außer-sich! Nein, der Städter muß für die Stadt gebildet werden und daher in der Stadt bleiben, so gut als der Bauer auf dem Lande. Damit bleiben und wachsen natürlich Einseitigkeiten und Gegensätze, aber man kann ja nicht alle Menschen zu Universalgenies machen. In der möglichst vollkommenen Ausbildung jedes Typus liegt das Ziel, nicht in der künstlichen Vermischung der Typen. Der Kampf des Lebens, der aus diesen Gegensätzen hervorgeht, wird uns von selbst vorwärts führen, ohne daß wir wissen und etwas dazu tun können, wohin. Aber jeder werde ganz, was er ist. Das fordere ich umso schärfer, je niederdrückender ich an mir selbst die Folgen der Vielseitigkeit erfahre. Für alles Liebe und Interesse und für vieles Geschick, aber daher alles halb und nirgends ein unwiderstehlicher Trieb. Wir müssen wieder auf Pestalozzi hören oder besser ihn erst recht kennen lernen: in der vollkommensten Erfassung der nächsten Aufgaben und im schrittweisen Gehen vom Nächsten zum Fernsten liegt das Bildungsziel. Nur wenige Menschen sind dazu geschaffen, dem Kreis ihrer Erfahrung einen großen Radius zu geben. Den Mittelpunkt aber können alle erfassen."

Später als Paul Haller selber in der Praxis stand und Vor- und Nachteile der Privatschule wie auch der Staatschule aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatte, verschob sich sein Standpunkt einigermaßen. Grundsätzlich stand er zwar immer noch auf Seiten der Staatschule, doch erkannte er nun auch ihre Mängel, ihre Starrheit und Verknöcherung, klarer.

Das Privatschulwesen lernte er rascher kennen, als er vermutet hatte. Denn seine Hoffnung, am Seminar Küssnacht eine Lebensstellung zu finden, zerbrach sich; er unterlag einem glücklicheren Konkurrenten. Und als er sich bald darauf an der evangelischen Lehranstalt in Schiers, Kt. Graubünden, einer Privatschule, die Gymnasium, technische Abteilung und Lehrerseminar umfaßt, eine Gelegenheit bot, entschloß er sich zur Bewerbung. Diesmal glückte es, und im Herbst 1913 trat Paul Haller die Stelle an. Eine schwierige Aufgabe bedeutete für ihn die Erteilung des Geographieunterrichts, für den er in keiner Weise vorbereitet war. Von diesen Anfangsmühen gibt folgende Briefstelle beredten und zugleich launischen Ausdruck:

Schiers, 7. November 1913.

„Ich habe bis jetzt wenig Zeit zum Schreiben gefunden, und jetzt, da ich endlich dazu komme, bin ich zwar von bösem Kopfweh geplagt, will aber doch versuchen, Dir ein kleines Bild unseres Schierser Lebens zu geben. Ich kam mit großen Bedenken hieher, einmal weil ich gar zu gern im Unterland, besonders in Zürich, geblieben wäre, dann, weil ich nicht wußte, ob ich in den christlichen Geist der Anstalt hinein passen werde. Auch

vom Müeti bin ich sehr ungern fortgegangen; item, ich war noch nie so gedrückt beim Eintritt in eine neue Stellung. Die erste Woche hat denn auch die Stimmung zunächst nur verschärft, indem ich kaum Zeit fand, mich vorzubereiten. Du weißt ja wohl, daß ich hier Geographie zu geben habe (nicht lachen, ich bin schon tief in diese Wissenschaft eingedrungen!). Im Anfang stand ich dümmer als eine Kuh vor dem neuen Tonnstor, umso dümmer, als mein Vorgänger einen sehr guten Unterricht erteilt hatte. Er hat es verstanden, das Kulturelle in interessanter Weise aus der Bodengestaltung abzuleiten; hat auch viel Geologie getrieben. Da ich nun gleich 4 Klassen und zwar die obern zu übernehmen hatte, schien mir die Aufgabe zunächst so groß, daß ich einmal in Verzweiflung den Karren fast hätte stehen lassen. Aber ich bin jetzt eingewöhnt und es geht viel leichter, als ich gedacht hatte; es braucht allerdings sehr viel Vorbereitung; aber eins hilft dem andern und manchmal glaube ich fast selbst an das, was ich doziere. Ich muß mich natürlich nun etwas mit Geologie, Klimakunde usw. beschäftigen. Wenn es nicht allzu viel Zeit kostete, so wäre das ja nur ein Vorteil für mich. In den beiden obersten Klassen habe ich Geschichte und Deutsch. Das ist natürlich auch keine kleine Aufgabe, besonders für mein Geschichtsstück, das Du ja einigermaßen kennst. Aber mir fällt eben überall die Darstellung und die Heraushebung der großen Zusammenhänge leicht. Das Stoffliche gibt mir sehr zu tun und noch weiß ich nicht recht, wie ich im Frühling die Matur abnehmen soll. Die Schüler sind sehr zusammengewür-

felt, aus allen Kantonen der protestantischen Schweiz, leider auch sehr viele Welsche. Im ganzen aber sind sie sehr willig und fleißig, anders als meine Industrieschüler in Zürich."

Und am 28. Dezember, also nach bald zweimonatigem Aufenthalt, äußert er sich, wie folgt:

... „Schiers ist wirklich weitherziger als sein Ruf.“
„Die Anstalt im allgemeinen hat mit ihren religiösen Prinzipien jedenfalls den Erfolg, daß die Schüler fürs ganze Leben ernste Antriebe erhalten. Gegenüber der Ziellosigkeit und Zerfahrenheit an den staatlichen Kantonschulen scheint dieses geistige Band sehr wertvoll. An sittlicher Kraft werden diese Schüler den andern an den Hochschulen überlegen sein. Dagegen ist damit natürlich eine Verminderung der geistigen Beweglichkeit verbunden, die sich im Unterricht oft unangenehm bemerkbar macht. Oft wird Humor nicht verstanden, die Beurteilung von Weltanschauungsfragen ist sehr ängstlich und gebunden, was ich besonders bei der Faustlektüre in der obersten Klasse bemerkte. Vielleicht wird auch dann und wann die freie Meinungsäußerung über solche Dinge etwas zurückgehalten. Was ist nun mehr wert? Die Einheitlichkeit im Geist oder die Zerfahrenheit? Wer wagt es heute der erstern das Wort zu reden? Förster hat es getan; ich kanns nicht so entschieden, weil ich selbst nicht imstande bin, mich irgendwo anzupassen und anzuschließen. Aber die pädagogische Einsicht sagt mir: kraftvolle Naturen entstehen in der Beschränkung; in der Enge bilden sich die größten Kräfte. Keiner Wahrheitsfönn bildet sich in engen Kreisen' (Pestalozzi).

So habe ich hier den gleichen Widerspruch wie im Religiösen: Eine vernunftmäßige Überzeugung, der mein eigenes Erleben nur in dem Sinn entspricht, daß es in seiner Ohnmacht einen negativen Beweis bildet. So viel glaube ich zu sehen, daß das Streben nach Vereinigung und Vertiefung, das das Kennzeichen der neuesten Geistesrichtung ist, schließlich auf die Neubildung geistiger Einheiten herausläuft, die sich an die Stelle der jetzigen Grundlosigkeit setzen können. Ob sie's werden, wer weiß? Von Geschichtskonstruktionen halte ich nichts, sobald sie objektiv werden, weder rückwärts noch vorwärts; aber es ist doch bei Gott interessant, heute wieder das angebetet zu sehen, was man noch vor 20, ja vor 10 Jahren verbrannt hat. Allerdings, z. B. die Wertschätzung der Religion, wie sie heute aufkommt, scheint mir noch mehr ästhetische Duselei bei vielen zu sein als eine eigentliche Erweckung. Sie geht ja auch von den Gebildeten aus; Erweckungen dagegen sind gewöhnlich von unten gekommen. — Der Verkehr mit den Schülern ist weniger vertraulich, als ich erwartet und gewünscht hatte. Viele Lehrer scheinen mir zu autoritativ, empfinden kleine Frechheiten als persönliche Beleidigungen. Ich habe mich von Anfang an den Schülern nicht etwa aufzudrängen gesucht, dagegen sie möglichst unbefangen zu behandeln angefangen. Das ist mir bei der obersten Klasse am besten gelungen, bei der zweiten auch so ziemlich. Gar nicht dagegen bei den untern Klassen, in denen ich nur Geographie gebe. Das sind erstens sehr große Klassen (3. 48!), zweitens kommt man in der Geographie kaum irgendwie recht

nabe an die Schüler heran, und drittens bin ich in diesem Unterricht noch unsicher. Viertens endlich scheinen mir überhaupt die unteren Klassen noch durch die Autoritätswand vom Lehrer getrennt; während die älteren Schüler, wenn man sie wenigstens nicht mehr als Buben behandelt, darüber hinausgewachsen sind. (Ich bin hier der einzige, der die obersten Klassen mit Sie anredet. Darauf lege ich großes Gewicht.) So ist's hier umgekehrt wie in Zürich: ich stehe gut mit den Ältern, weniger mit den Jüngern. Dort waren die ersten Klassen so vertraulich und munter, daß ich immer große Freude hatte, wogegen die obere Klassen gerne gegen den Stachel löften. — Mit den Lehrern ist gut auskommen. 7 sind wir intern, etwa 10 verheiratet und extern. Im Geist stimmen eigentlich wenige mit dem Direktor; die meisten scheinen mir mitzumachen, ohne großen Anteil am Religiösen; diejenigen, die diesen Anteil haben, wie z. B. ein junger Pfarrer, sind keineswegs gleich angestrichen.“....

Paul Hallers Bestreben, den Schülern auch menschlich nahe zu treten, hatte umso mehr Erfolg, je besser er sich in den Anstaltsbetrieb einlebte. Im Internat ist dies auch leichter möglich als in der Tagesschule, wo Schüler und Lehrer sich nur in der Schulstube sehen. Dort jedoch finden sich viel mehr Gelegenheiten, die Jugend außerhalb des Unterrichts, bei Spiel und Sport und allerlei Unterhaltung kennen zu lernen. Nichts aber weckt das kameradschaftliche Gefühl besser als Bergturen, wo Naturgenuß, gemeinsame Anstrengung und Gefahr die künstlichen Schranken schwinden

machen. So sind denn auch die Wanderungen mit Zöglingen in der prächtigen Bergwelt des Mönchs Paul Haller zum wahren Bedürfnis geworden. Manche Schülerbriefe beweisen, daß es ihm gelang, nicht nur das Denken anzuregen, sondern auch die Herzen zu gewinnen. — Auch im Unterricht trat er den jungen Menschen niemals mit dem Mantel amtlicher Würde angetan gegenüber, sondern immer als schlichter Mensch. Nie versuchte er, gelegentlich zutage tretende Lücken seines Wissens zu verschleiern; im Gegenteil bezeugte er oft eine fast unvorsichtige Ehrlichkeit im Eingestehen derselben. Jene Pose der Allwissenheit, die manche Lehrer zur Wahrung ihrer Autorität annehmen, kam ihm lächerlich vor. Die anfänglichen Schwierigkeiten, die der Geographieunterricht bereitete, überwand er bald. Lieber allerdings war ihm der Deutschunterricht, wo er sich ganz zu Hause fühlte; besonders im Literaturunterricht. Da konnte er aus der Tiefe schöpfen und die Schüler mit liebevollem Verständnis an das Kunstwerk heranzuführen. Nicht um Wissen war es ihm dabei zu tun, sondern um Verstehen und Erleben. Das rein Ästhetische lag ihm weniger am Herzen als die seelischen und Menschheitsprobleme, als deren Verkörperung er die großen Werke der Dichtkunst ansah. Die Kunst im allgemeinen trat ihm immer stärker in den Vordergrund als Ausdruck tiefster Empfindung und höchsten menschlichen Strebens, worin sich das Ringen der Zeit widerspiegelt. — Im Geschichtsunterricht suchte er in den jungen Leuten Verständnis zu wecken für die vielseitigen Erscheinungen des menschlichen Lebens. Veto-

nung der kulturellen und wirtschaftlichen Zustände im Zusammenhang mit der Gegenwart, Weckung sozialen Verständnisses und Gefühls —, das war der Weg, den er in Schiers und später auch in Wettingen in seinem Geschichtsunterricht einschlug. Doch bereitete ihm gerade dieses Fach mancherlei innere Schwierigkeiten, da er außerordentlich stark von der Relativität und Subjektivität der Geschichtswissenschaft durchdrungen war.

Wie die Briefe der Studentenzeit zeigen, lagen Paul Haller die sozialen Fragen schon früh am Herzen; auch als Pfarrer und Lehrer studierte er den Sozialismus als geistige und geschichtliche Erscheinung. Politisch stand er ziemlich weit links; er sympathisierte mit der Arbeiterklasse, ohne sich jedoch parteipolitisch zu binden und zu betätigen. Die rein marxistische, sich einseitig auf den geschichtlichen Materialismus stützende Orientierung der offiziellen sozialistischen Partei verunmöglichte sein vollständiges Mitgehen; sein „Sozialismus“ behielt eine stark geistige und religiöse Färbung, war überhaupt kein theoretisch ausgebautes Gebäude, sondern wurzelte im Gefühl. Nie machte er aus seinen Sympathien ein Hehl, und unbekümmert und temperamentvoll trat er im Freundes- und Bekanntenkreis für seine Überzeugung ein, auch wenn er damit gelegentlich Anstoß erregte. Je hitziger die Geister aufeinander plakten, desto mehr Vergnügen empfand er darob.

So wurde Schiers Paul Haller mit der Zeit zu einer Stätte fruchtbarer Arbeit. Unter der Lehrerschaft fand er verständnisvolle Freunde, mit denen er sich bald

in leidenschaftlicher Diskussion auseinandersetzte, bald in fröhlicher Unterhaltung Scherz und Witze sprühen ließ. Eines aber machte ihm das Prättigau vor allem wert: die Berge. Zwar ist Paul Haller nie ein waghalsiger Kletterer gewesen; doch schon in seiner zweiten Studienzeit hatten Bergturen, mit Freunden unternommen, zu seiner liebsten und schönsten Ferienerholung gehört. Eine Erinnerung an ein Bergerlebnis im Sustengebiet hat er in dem Gedicht „Das Licht auf dem Gletscher“ festgehalten und poetisch ausgestaltet. Jetzt, da er im Gebirge wohnte, ging ihm die Schönheit der Bergwelt erst recht auf. Mit der Liebe des Dichters hing er an den lieblichen Alpweiden von Schuders, zu denen am Abend die roten Kalkwände der Drusenfluh herüber leuchten. Besteigungen der Felsberge des Rhätikons und Wanderungen über die blumigen Alphänge des Prättigaus gehörten zur Nahrung seines empfänglichen Gemütes. Die strahlende Schönheit eines Bergherbsttages vermag ihm, dessen Dichtung sonst so voll schmerzlicher Töne ist, einen reinen Jubel zu entlocken in dem Gedicht „O leuchtender Septembertag“ (Gedichte S. 26.) Und wenn er in den geheimnisvollen Kelch der Enziane blickt, so überkommt ihn heiße Sehnsucht nach solcher Schönheit und Vollkommenheit.

Enzianen.

Dunkle Enzianenaugen
Blicken fragend in die meinen,
Und die meinen staunen wieder
In die blauen Kelche nieder.

„Tief und strahlend, duftberauschend,
Kurz und reich ist unser Leben.“
Und ich muß vor eurem Fragen
Meine Lieder niederschlagen.

Eins nur hab ich, euch zu gleichen:
Meine Seele jauchzt zuweilen
Oder weint in Liedertönen,
Wie aus kahlem Grund die schönen,
Stillen, goldnen Blumen blühen.

(1916) (Gedichte S. 24).

Dieses Gedicht war ihm das liebste von allen, die er geschaffen; er hielt es für sein bestes.

Zu Anfang seiner Wirksamkeit in Schiers hatte die Schularbeit die ganze Arbeitskraft verschlungen. Doch als er eingearbeitet war und wieder etwas Muße hatte, stellte sich auch der künstlerische Drang wieder ein. Aber nicht zur reinen Freude; denn gleich ist auch der Zwiespalt da: Poesie und Alltagsarbeit machen sich die Zeit und den Menschen streitig. Ein Brief an die Mutter gestattet Einblick in seinen Seelenzustand:

Schiers, 13. Juni 1914.

„Du lifest aus meinen Briefen eine gewisse Unzufriedenheit heraus? Wundert Dich das? Im ganzen bin ich nicht schlecht gestimmt und jedenfalls fast nie mehr so gedrückt wie die letzten Jahre, wo ich ja oft nahe an Schwermut war. Wenn ich nicht gerade abgeschafft bin, fühle ich mich geistig recht frisch; kurz, die Berufsarbeit tut mir gut, und ich sollte eigentlich nicht jammern. Aber glaubst Du, daß ich überhaupt je ohne

innern Zwiespalt sein werde? Sieh, I. Müeti, seit meinem Abschied von Kirchberg habe ich den neuen Kampf sehr gut kommen sehen; ich habe immer stärker den poetischen Schaffenstrieb empfunden, und der stößt eben nun mit dem Schulmeister zusammen. Ja, wenn ich mehr Zeit frei hätte; aber so bleibt mir kaum hier und da eine Stunde, in der ich frisch genug bin. Und doch, auch wenn ich so gestellt wäre, wollte ich nicht ohne regelmäßige Arbeit sein; denn sie ist der beste Halt. So aber, wie ichs jetzt hier habe, paßt es mir nicht gut. Der Unterricht mit den großen Klassen strengt unglaublich an; meine Tächer erfordern überhaupt viel Vorbereitung und Korrektur, während andere, wie die Alt-Philologen, dagegen ein Herrenleben haben. Dichten kann man eben nicht zwischen 12 und 1 Uhr und dann wieder den Schulmeisterstab zur Hand nehmen. Los muß man kommen von jedem Gedanken an Schule und Alltag, nur wie von weitem, gemildert, still geworden, darf die Welt mit ihrem Klauschen an die Ohren schlagen. Weißt Du, wenn ich das feste Vertrauen hätte, daß ich etwas großes leisten könnte, dann wollte ich wohl auch großes dafür opfern; aber das ist mein Jammer, daß ich auch da wieder halb bin und nicht an mein Talent glauben kann, bis mir wirklich etwas gelungen ist. Ich hasse aufrichtig alle Tageschreiber, denn ich möchte aus der Tiefe schöpfen. Kann ich das?

Ich muß also an die Ferien denken und mich einmal fest dahinter machen. Nur im Schaffen finde ich Vertrauen, und wenn auch schließlich nicht viel herauskommt, ich habe es doch versucht.

Liebes Mueti, das ist der Zwiespalt, aber glaube nicht, wenn der gelöst wäre, daß ich dann in ewigem Jubel wäre. Auf und ab, so wird's bei mir immer sein. Aber das darf ich wohl sagen, daß ich jetzt viel ruhiger und freier in die Zukunft blicke und daß ich aus der Lebenserfahrung etwas in mir wachsen fühle, das allem standhalten soll, was noch kommt."

— — — — —
In das erste Jahr der Schierser Zeit fällt der Ausbruch des Weltkrieges. Das gewaltige Geschehen wühlte Paul Haller bis in die Tiefen auf. Wie für viele Intellektuelle, bedeutete der Krieg anfänglich auch für ihn eine Erlösung. Endlich ein großes Geschehen, das man miterlebte, wenn auch — leider! — nur als Zuschauer! Das kleine Ich, mit dem man sich so viel geplagt und das man so wichtig genommen hatte, trat plötzlich in den Hintergrund, wurde ein Nichts gegenüber dem ungeheuren Drama, wo es um das Schicksal Europas, wenn nicht gar um das der zivilisierten Menschheit überhaupt ging. Paul Haller ergriff zuerst leidenschaftlich für Deutschland Partei, das auch er überfallen glaubte. Als Student hatte er gerne Militärdienst geleistet, war auch Unteroffizier geworden. Als Pfarrer tat er einige Zeit lang als Feldprediger Dienst. Nun war er dienstfrei und wurde auch nicht mehr eingezogen. Doch beneidete er anfänglich die Soldaten, die an die Grenze ziehen durften und wenigstens so dem großen Schauspiel näher standen. Am 30. August 1914 schrieb er mir:

„Ich bin seit Mittwoch in Schiers; ich halte die Le-

bensleere, die mich bedrückt, hier etwas besser aus, in 8 Tagen beginnt der neue Kurs. Du glaubst nicht, wie unnütz man sich in einer solchen Zeit vorkommt, wenn man nichts festes zu tun hat. In Brugg habe ich versucht, mit Schulknaben aufs Land zu gehen zum Heuen, aber viel ist nicht daraus geworden.

Ich würde gerne mit Dir jetzt über die politische Lage sprechen. Denn es wundert mich, ob Du noch so halb auf Seiten der Entente stehst. Wir haben hier einen Kollegen, der jahrelang in England war und für Land und Volk sehr begeistert ist; jetzt aber kann er über den englischen Krämersinn kaum Worte genug finden. Einen andern Grund kann auch ich für Englands Eingreifen nicht finden, als den Neid gegen Deutschland. Ich wollte auch diesen als Kriegsgrund gelten lassen, wenn wirklich Deutschlands Größe Englands Schaden wäre. Aber Englands größter Feind ist doch wohl Rußland, vielleicht noch gefährlicher Japan. Und mit diesen Mächten hat Albion sich verbündet und zieht gegen die germanische Schwester ins Feld, bloß, wenn ich recht sehe, aus Neid, daß sie auch groß geworden ist. Also ein Krieg nicht für Interessen, sondern für den Stolz, allein groß zu sein. Ich kann Rußland verstehen: Rassenhaß! Ich kann Frankreich begreifen: Rache! Aber für England kann ich mich nur schämen.

Es ist der dritte und letzte Krieg, den Deutschland um seine Einheit und Größe zu kämpfen hat. Es ist ein Kampf der eingefessenen Nachbarn gegen den tüchtigen Neuling, der in ihrer Mitte aufgekomen ist. Der eine möchte seinen völligen Untergang (Rußland),

der andere will ihn nur strafen für frühere Siege und ihm das an ihn verlorene wieder abnehmen (Frankreich). Und der dritte endlich sucht aus dem Kampf so viel Kastanien als möglich zu gewinnen, ohne sich stark die Finger zu verbrennen (England). Ist nicht der dritte der gemeinste?

Das ist sicher, daß bei dieser Beurteilung immer eine Teilnahme und Parteinahme für Deutschland mithilft. Aber gibt es jetzt überhaupt jemanden, der objektiv urteilen kann? Soviel steht jedenfalls fest, daß Deutschland der angegriffene Teil ist, und die Angreifer erheben nun ein Gezeter, weil es nicht gewartet, sondern einen schneidigen Gegenangriff gemacht hat.

Natürlich glaubt das französische Volk, es sei angegriffen worden. Die Leiter sagen ihm nichts anderes. Daß aber ihre Verbindung mit Rußland, ihr beständiges Spielen mit dem Feuer und sehr wahrscheinlich eine besondere Abmachung gegen Deutschland jetzt das Land in einen Krieg gezogen haben, der von Rußland angefangen wurde, das sagen sie nicht. Mir scheint fast, als ob Frankreich jetzt den Krieg nicht gewollt habe, daß es aber mußte, weil Rußland wollte und daß Rußland auf seinen Verbündeten keine Rücksicht genommen habe. Das würde allerdings zeigen, wie sehr Frankreich von Rußland abhängig geworden ist. Soll es sein Geld verlieren? Und wenn jetzt der Krieg verloren geht, wer muß die Zechen bezahlen? Wieder Frankreich und zwar für sich und für Rußland! Armes Land, das sonst schon dem Ruin entgegen geht! Daß in Frankreich aus dem Zusammenbruch eine Erneuerung komme wie z. B.

in Deutschland, kann ich nicht glauben. Es hat bis jetzt alle Reformen am falschen Ende angefekt; hat nicht gesehen, wie aus der persönlichen Sittenlosigkeit der Bevölkerungsrückgang kommt, wie der Alkohol die Gesundheit weiter Gegenden vernichtet usw. Man hat immer nur oben flicken wollen, aber keiner ist da, der die Wahrheit sagt. Wie kann man jahrzehntelang nach dem Krieg schreien, ohne für bestmögliche Ausrüstung zu sorgen? Frankreich ist heute wie ein Kind, das gegen einen Gegner geprahlt hat, den es nicht kennt; denn wie sehr täuscht man sich doch in England und Frankreich über Deutschlands Widerstandskraft, besonders auch in wirtschaftlicher Rücksicht! England leidet jetzt schon Not, Deutschland steht von allen Staaten am sichersten da. So prahlt man und vernachlässigt dabei die ernste Arbeit, und wenns einmal losgeht, wird man verhauen. Dann zetert man über die Noheit des Gegners; dann leidet man für Recht und Freiheit usw. usw. usw. Ich habe gewiß Teilnahme für Frankreich, für sein Volk und seine Kultur, und weiß wohl zu schätzen, was es auch für uns im Gegensatz zum Deutschtum ist. Aber die französische Politik des ganzen 19. Jahrhunderts bis jetzt ist doch etwas sehr fragwürdiges. Sie hat immer etwas Don Quichothaftes an sich; besonders Napoleon III.; aber auch jetzt ist der gleiche Zug noch vorhanden.

Übrigens glaube nicht, daß ich auf diese ganze Beurteilung allzu großen Wert lege. In solchen Ereignissen klar zu sehen, ist ja auch für besser eingeweihte, als wir sind, unmöglich. Und besonders, wenn die Fragen ins

philosophische und religiöse hinüber getragen werden, so heißt es am besten: schweigen! Der ganze Kummel ist eine Lebenserfahrung für uns alle, die mancher Theorie den Garaus macht. Wie schön ist es, daß wir einmal einem solchen Brand zuschauen dürfen, nein, lieber würden wir ja eigentlich auch mitkämpfen! Jetzt als deutscher Soldat mit nach Paris zu ziehen! So soll uns doch als Zuschauer etwas zuteil werden: Bescheidenheit, daß wir sehen und hören lernen, und nicht sprechen, bevor alles tief durch unsere Seele gegangen ist! —“

Der Brief ist bezeichnend für die Gefühlseinstellung vieler Deutschschweizer bei Kriegsausbruch, sowohl was die einseitige Stellungnahme für Deutschland betrifft, wie auch die Unterschätzung und unzutreffende Beurteilung des französischen Volkes. Besonders typisch aber ist die kurzsichtige Verurteilung Englands und die gänzliche Verkennung seiner wirtschaftlichen Kraft, die mir, der ich eben von da zurückkehrte, im engern und weitem Bekanntenkreis zu meiner Verwunderung öfters entgegentrat. —

Gelegentlich brachte der Krieg sogar in den friedlichen Schulbetrieb eines abgelegenen Bergtales eine Abwechslung, die im Einerlei des Alltags nur angenehm empfunden wurde.

Schiers, den 9. Juni 1915.

An die Mutter:

...„Du wirst schon gelesen haben, daß wir wieder eine kleine Berggeschichte, diesmal zum Glück harmloser als im Winter, erlebt haben. Dummerweise ist es gleich in die Zeitungen gekommen und wieder in falscher Weise.

Von der vollständigen Sperrung der Grenze wußten wir nichts. Deshalb erhielten für den Sonntag drei Schülergruppen von je drei Schülern Erlaubnis zu Touren in den Nätikon. Am Abend kamen sie nicht zurück, und sogleich vermuteten wir, sie könnten abgefaßt worden sein. Doch war auch ein Unfall nicht ausgeschlossen. Drei Lehrer mit je drei Schülern machten wir uns deshalb um 11 Uhr auf, um die Vermißten zu suchen. Wir nahmen eine amtliche Bescheinigung mit, daß wir zu diesem Zweck ausgezogen seien. Ich marschierte mit meinen Schülern über St. Antonien auf die Sulzfluh, wo wir nach Spuren suchten, vergeblich. Ein Deutscher, der von der Lindauerhütte kam, sagte, daß die dortigen Militärposten nichts wüßten. Ich stieg dann gegen die Lindauerhütte ab, traf unten den selben Herrn, der inzwischen über die Tilsunahütte abgestiegen war und von dort den Bericht brachte, daß am Tage vorher drei Jünglinge abgefaßt, nach Schruns geführt und dort interniert worden seien. Nun waren wir wenigstens sicher, daß kein Unfall passiert sei. Wir gingen dennoch in die Lindauerhütte, um uns dort auszuruhen und etwas zu essen. Denn wir waren von 11 Uhr nachts bis 1 Uhr mittags auf den Beinen gewesen. In der Hütte erklärte uns der Posten, daß auch wir nach Schruns hinunter müßten. Doch blieben wir vorläufig oben, während ein Soldat mit dem Ausweis hinabstieg, um Weisung zu holen. Da dieser erst um 10 Uhr abends wiederkam, blieben wir in der Hütte über Nacht, mußten dann aber am Morgen auch hinab

mit militärischer Bewachung. Wir wurden verhört und dann in ein Gasthaus entlassen, allerdings auch da von ferne überwacht. Dann von einem Unteroffizier per Bahn nach Bludenz und Feldkirch begleitet, wo wir vor den Major geführt wurden. Er teilte uns mit, daß die Schüler gestern entlassen worden seien, da ein anderer Lehrer mit dem gleichen Ausweis, wie ich ihn besaß, auch schon gekommen sei. Alle 9 Vermissten und die eine Rettungskolonne waren also in Feldkirch zusammengetroffen und mit Vermahnung entlassen worden. So ging es auch uns, und wir konnten um 2 die Heimfahrt über Buchs antreten. So langten wir gestern Dienstag um 6 Uhr wieder in Schiers an, von unsern Vermissten auf dem Bahnhof begrüßt. Diesen war es allerdings schlimmer ergangen als uns. Man hatte italienische Spione in ihnen vermutet, besonders da einige von ihnen französisch sprachen und eben süd-ländisches Aussehen hatten. Auch hatten sie eben gar keinen Ausweis besessen. Man hatte sie bis aufs Hemd untersucht und in einem Frauenkloster einquartiert, wobei sie eine Wache im Zimmer und vor dem Zimmer hatten. Vor den Fenstern hatte sich die Bevölkerung von Schruns versammelt und gegen die „verdammten Spione“ die Faust gemacht.

Es war eigentlich sehr entgegenkommend, daß die Schüler ohne diplomatische Verhandlungen freigegeben wurden. Denn die Furcht vor Spionen ist sehr groß, und viele sind schon gefangen und erschossen worden. Gegen uns Lehrer war man sehr höflich und entschuldigte sich. Der dritte Lehrer war gleich an der Grenze

auf dem Schweizertor angehalten und wieder entlassen worden, sodaß er schon Montag Morgen um 9 Uhr die Nachricht von der Internierung nach Schiers bringen konnte. — Die ganze Geschichte war für uns natürlich recht interessant. Wir haben uns lange mit den Soldaten und zum Teil mit der Bevölkerung unterhalten können, und vieles vom Krieg vernommen. Die Posten waren leicht Verwundete, die hieher zu völliger Genesung oder definitiv, vom Kriegsschauplatz entfernt sind. Auch böhmische Soldaten sind da, weil man ihnen nicht traut und sie lieber weit vom Geschütz hat. Auf dem Lande lastet der Krieg als schwerer Druck. Es sind fast keine Männer mehr daheim, sehr viele gefallen oder gefangen, auch vermißt. Kurz, wir bekamen in der kurzen Zeit den Eindruck, daß wir uns gar nicht glücklich genug schätzen können, noch im Frieden zu sein.“

So war Paul Hallers erste Kriegsbegeisterung längst verrauht und hatte einem ruhigen Abwägen Platz gemacht; auch die Stellung Deutschland gegenüber war kritischer geworden, wie folgendes, an den ältern Bruder Adolf gerichtetes Schreiben dargetut. Die Auslassungen über Belgien knüpfen an den Brief eines welschschweizerischen Bekannten an, der als evangelischer Pfarrer im belgischen Bergwerksgebiet wirkte.

Schiers, 30. Juni 1915.

.. „Ich kenne schon lange Warweilers Buch über Belgien, habe auch eine deutsche Antwort darauf gelesen. Belgiens Schicksal hat mich überhaupt am meisten beschäftigt, und ich bin hier geradezu als Belgierfreund

und Deutschlandfeind bekannt. Umso mehr interessieren mich K...s Ausführungen.

Ich halte es für unbestreitbar, daß die deutsche Armee mit unnötiger Härte und Brutalität verfahren ist, vor allem dadurch, daß sie für Vergehen Einzelner ganze Ortschaften bestrafte, wobei unzweifelhaft entsetzliche Ungerechtigkeiten vorgekommen sind. Es war deutsche Taktik, das Land so zu erschrecken, daß aller Widerstand aufhörte. Darüber gibt es nur ein Urteil: es ist und bleibt eine Schande für Deutschland, ganz abgesehen von der Verletzung der Neutralität.

Anders urteile ich dagegen über die Einzelheiten der Greuel, anders auch als K. N. . . ., der, wie er selbst sagt, eigentlich nichts selber gesehen hat. Nun stelle man sich die ungeheure Aufregung des Volkes vor und man begreift, wie alle Dinge ins hundert- und tausendfache vermehrt wurden, in der Phantasie. Auch K. läßt die Frage ganz beiseite, ob sich die Zivilpersonen, die verstümmelt worden sein sollen, am Kampfe beteiligt haben. Dies ist auch in Warweilers Buch die schwächste Seite; er sucht alles abzustreiten. Die Deutschen dagegen belegen gerade wie die Belgier mit unzähligen Aussagen die Tatsache, daß Männer, Frauen und Kinder sich an vielen Orten am Kampfe beteiligten. Allein dadurch schon bekommt manches ein anderes Aussehen. Daß kämpfende Frauen getötet werden, ist selbstverständlich. Daß oft heimtückische Überfälle der deutschen Soldaten stattfanden, ist, wie mir scheint, auch gut genug bewiesen. Daß dann wilde Missethaten folgten, begreift man einigermaßen. Also hier scheint mir, ob-

jektiv betrachtet, ein großer Mangel der deutschfeindlichen Berichte zu sein.

Dann bin ich ferner überzeugt, daß eine große Zahl von Einzelheiten vollständig erfunden worden ist, zum Teil absichtlich (daran hat es besonders die französische und englische Presse nicht fehlen lassen), zum Teil im guten Glauben. Dies war so bei den Greueln, die die Belgier an den Deutschen verübt haben sollen, ebenso umgekehrt. Ich lege Dir hier eine neue Zeitschrift bei, in der ein sehr lehrreicher Artikel über die Psychologie der Zeugenaussagen steht. Ein anderer über das Entstehen von Gerüchten. Wenn man das liest, ist man sehr geneigt, alles anzuzweifeln, was einer nicht selbst gesehen hat und auch dies noch zum großen Teil. Wie einseitig übrigens alle diese 'Untersuchungen' sind, geht schon daraus hervor, daß man die Greuel der Feinde untersucht, nie die eigenen, oder die der Verbündeten. Die Russen haben jedenfalls in Ostpreußen auch nicht gerade human gehandelt, aber wo wehrt sich da jemand in Frankreich oder England für die Menschlichkeit? Den Deutschen erzählt de Mairval, der vom schweizerischen Roten Kreuz geschickt, die französischen Gefangenenlager besichtigt hat, daß es den deutschen Gefangenen nicht böse gehe. Er findet aber in Deutschland dafür keinen Dank; nein, man hätte doch lieber, er würde von schlimmer Behandlung erzählen! Warum? Weil man die Feinde schlecht machen will. So also auf beiden Seiten. Mir scheint, daß auch K. N. . . zu nahe an den Ereignissen war, um sie sehen zu können. Das scheint ein Widerspruch; aber es hat mich wirklich gewundert,

daß er sich nur immer auf Bücher stützt, die wir auch kennen und sonst auf Briefe, nie auf eigene Erlebnisse. So zweifle ich trotzdem an einem guten Teil der Behauptungen, dagegen nicht an der großen Tatsache, daß das Vorgehen im Allgemeinen sehr brutal war. Ich frage mich auch noch: wie wäre es geworden, wenn die Franzosen in Deutschland eingebrochen wären? Ich habe kein großes Vertrauen, daß da alles anders gewesen wäre.“..

In den Winterferien 1915/16 leistete sich Paul Haller eine Reise über die Grenze, was in jenen Kriegsjahren ein großes Ereignis war. Im Frühling 1914 hatte er bereits mit zwei Kollegen das Schwabenländchen durchwandert, nun zog es ihn nach München. Es war dies ein Ausspann nach einem sehr angestregten Arbeitsjahr. Denn die Kriegszeit brachte für die dienstfreien Lehrer oft eine Überbelastung, wenn die Kollegen jeweils zum Grenzdienst einberufen wurden. Trotzdem hatte er in diesem Sommer und Herbst zwei größere poetische Arbeiten unter Dach gebracht, die Erzählung „Unter der Treppe“ und das Mundartschauspiel „Marie und Robert“. Nun sollte ihm der Münchner Aufenthalt die wohlverdiente Erholung bringen. Der Gedanke, einen, wenn auch nur flüchtigen Einblick zu gewinnen in die Zustände in einem kriegsführenden Lande, mochte besonders lockend sein. Kriegseindrücke füllen denn auch den größten Teil der Reiseschilderung aus, die er in einem ausführlichen Brief an die Mutter entwirft.

Schiers, 9. Januar 1916.

„Heute oder eigentlich morgen (10.) ist der Jahrestag unseres Skiunglücks; dies Jahr werden kaum größere Touren gemacht werden, bis jetzt hatten wir überhaupt keinen rechten Schnee¹.....

Die Fahrt war langweilig. Auf den Feldern sah man da und dort russische Gefangene etwa an Wasserleitungen arbeiten, an den Stationen stiegen Urlauber ein, die an die Front zurückreisten; Soldaten überall. Schon hier hatte ich den Eindruck, diese Frontsoldaten seien nicht zu beneiden; sie sahen fast durchwegs bleich, schlecht genährt aus, und ein seelischer Druck zeigte sich deutlich auf den ernstesten Gesichtern. Dieser Eindruck ist mir auch in München geblieben und von verschiedenen Seiten bestätigt worden. Die Soldaten sind kriegsmüde, ohne Begeisterung, niedergedrückt von den Schrecken der Schlachten und des Schützengrabenlebens. Was natürlich nicht ausschließt, daß sie den Willen zum Aushalten haben, aus Pflichtgefühl. So wirds ja wohl in allen Armeen stehen.

In München wohnte ich im Roten Hahn; ich kannte ihn von früher; besonders ist er sehr günstig gelegen. Sonst könnte man leicht billiger und ebenso gutes Quartier finden. Mein erster Gang galt der Anmeldung auf dem Polizeibureau, mein erster Abendausgang dem Deutschen Theater, wo 4 Kriegseinakter gespielt wurden. Patriotische Kunst oder Kunstlosigkeit,

¹ Am 10. Januar 1915 gerieten einige Lehrer und Schüler von Schiers auf einer Skitour beim Aufstieg von St. Wolfgang nach der Parfenn in eine Lawine, wobei drei Schüler den Tod fanden.

übrigens nicht allzu leicht und ohne große Hahausbrüche. Wize über die Italiener, Drohungen gegen die Franzosen, Weihnachtsfeier im Schützengraben, ein bayrischer Landsturmmann bei einem französischen Wirtsmädel usw. Die nächsten Abende habe ich alle im Theater zugebracht, im Schauspielhaus, dem Residenztheater, den Kammerspielen, dem Hoftheater. Dabei habe ich viel schönes gesehen, besonders Ibsens ‚Stützen der Gesellschaft‘, und Wagners ‚Lohengrin‘. Auch die Uraufführung eines Strindbergstückes: Advent (ein Weihnachtsmysterium). Hier ist die Grundidee der Weihnacht in ein Drama (besser: eine Folge von Szenen) gefaßt: Gesetz und Evangelium. Ein Richter, der immer beim Buchstaben des Gesetzes geblieben ist und dabei doch ein Verbrecher ist, fällt tiefer und tiefer und wird schließlich verdammt, wogegen eine Nebenhandlung im Weihnachtsfest ausmündet und auch für das ganze einen versöhnenden Schluß bietet. Das Stück ist gespielt mit Teufelerscheinungen, mit Geisterwirkungen und solchen Dingen; vieles ist grauenhaft erschütternd, der Gesamteindruck für mich aber nicht sehr befriedigend. Zwei hübsche Lustspiele von Hauptmann und Lindau boten angenehme Abwechslung, sodaß ich des allabendlichen Theaterbesuches nicht müde wurde. Auch eine ‚Morgenmusik‘ (gereinigt für Matinée) habe ich miterlebt, Vortrag von Tanzmusik mit Tanzbegleitung. Zwei junge Tänzerinnen haben dabei ihre Künste gezeigt, sehr hübsch.

Vom Krieg spürt man sonst nicht allzu viel. Das Leben geht seinen gewohnten Gang für den, der nicht

Gelegenheit hat, tiefer zu blicken. Die Münchner sind sogar lustig und haben sich auch die Neujahrsfreude nicht verderben lassen. Am Abend ist um 12 Uhr Polizeistunde, bis dahin sind die Kaffee- und Bierhäuser angefüllt. Da saß ich denn oft im Café Rathaus oder Fürstenhof bis spät, allein oder mit Tobler, und freute mich des Glanzes und des Treibens, und konnte nicht begreifen, daß ich erst noch in Schiers gewesen und bald wieder dort sein werde.

Auch von wirklichem Mangel ist nichts zu spüren. Die Brotarten sind unangenehm, für mich wenigstens, der ich gern recht dreinbeißt; aber die Ordnung wird nicht überall gleich streng gehandhabt, sodaß man leicht etwas über sein Quantum bekommen kann. Sonst ist man ziemlich billig, jedenfalls billiger als in der Schweiz; das Fleisch z. B. ist gar nicht teuer. Allerdings müssen viele Familien unterstützt werden, Lebensmittel werden von Stadt wegen angekauft und billig abgegeben. Aber von großer Not merkt man nichts.

Die Stimmung dürfte übrigens doch vielerorts anders sein, als sie auf den ersten Blick scheint. Auch die Siegeszuversicht ist nicht überall. Ein einfacher Mann sagte mir: Wir wissen noch gar nicht, wer siegen wird, und wenn man tiefer blickt, so ist nicht alles gut. Am zuversichtlichsten scheinen die Gebildeten. Bei Th..... z. B. kam sehr deutlich der Stolz auf das Geleistete zum Ausdruck, und etwas von jenem Geist, der uns an den Deutschen so oft unangenehm ist. Dazu kein Gedanke an die Möglichkeit, daß man auch den deutschen Standpunkt kritisch ansehen könnte.

Ich war also bei diesen Vettern sehr freundlich aufgenommen, ganz selbstverständlich. Sie sind so, wie E. gesagt hatte, natürlich und fein, und bei längerem Aufenthalt würde ich mich dort recht wohl fühlen. . . . In der Sylvestergesellschaft traf ich unter anderen Prof. Courvoisier von Basel, den Mediziner, und seinen Sohn. Man war ohne Toilette gemütlich beisammen, führte Charaden auf und trank Bowle. Um 12 Uhr hielt Prof. Th. . . . eine kurze Rede, an jeden Anwesenden einige Worte richtend. Von mir sagte er, ich sei aus der Schweiz plötzlich hereingeschneit, um zu sehen, wie es den Deutschen gehe. Ich sollte nur sagen zu Hause, man habe es noch recht gut draußen.

Am Montag fuhr ich dann nach Augsburg und suchte meinen Kollegen Jack auf. Wir hatten große Freude am Wiedersehen, er wäre am liebsten mit mir nach Schiers zurückgefahren. Die Stadt hat mir einen tiefen Eindruck hinterlassen durch ihre herrlichen Straßenbilder, ihre alten Häuser und Kirchen, Gemäldesammlung usw. Noch nirgends fühlte ich mich so in die ältere deutsche Zeit versetzt, sogar ein Mädchen habe ich gefunden, das wie nach Photographie die Züge einer altdeutschen Madonna trägt. Überhaupt, die süddeutschen Mädchen! Da draußen könnte ich leicht mein Herz verlieren; ich hab's aber noch glücklich wieder über den Bodensee gebracht. — Die Untersuchung bei der Rückfahrt war weniger peinlich, die Beamten kannten mich noch. — So bin ich nun wieder hier und bin zufrieden. Diese Reise hat wie ein frisches Bad auf mich gewirkt. . . ."

Je länger der Krieg dauerte, desto gründlicher verflüchtigte sich alles, was noch von jener ersten Begeisterung irgendwie zurückgeblieben sein mochte. Paul Haller empfand das grauenhafte Morden, unter dem Europa zu verbluten drohte, immer stärker als eine Katastrophe unserer Kultur. Und schließlich, als eine psychologische Betrachtungsweise immer stärker in ihm zur Herrschaft kam, sah er im Krieg den gewaltsamen Ausbruch all jener, durch das Kulturleben verdrängten, unterdrückten, aber nicht veredelten chaotischen Triebe, die im Unterbewußtsein ihr geheimnisvolles Leben führen, um schließlich einmal die Bande zu sprengen und verheerend hervorzubringen. An diesem Prozesse aber haben alle Menschen innerlichen Anteil, die Neutralen so gut wie die Kriegführenden. So erlebte er schließlich den Krieg in sich selber als eine Tragik, in die wir alle verstrickt sind. Und als das Morden kein Ende nehmen wollte, fühlte auch er jenen Ausbruch des Herzens, wie der Zeit- und Leidensgenosse Karl Stamm es nannte: Die Empörung gegen das schreckliche Schicksal brach hervor, und aus innerster Not heraus, im Gefühl der Bruderschaft zu den im gräßlichen Ringen verstrickten Mitmenschen, flossen ihm die Verse zu seinem zweiten Föhnsonett. Sie gehören wohl zum stärksten, was die Schweiz an Kriegslyrik hervorgebracht hat.

Föhnsonett.

Die Nacht war bang wie Schlachtenwiderhall.
Der Föhn spie rote Wetterleuchtgranaten.

Der Dunst vom Sterben trauriger Soldaten
Dort unten schwoll herauf wie Wasserschwall.

Schon wieder spring ich auf. Von schweren Taten
Ist voll die Welt, und in mir sind sie all,
Wie ich in ihnen. Meines Fensters Knall
Ist über mich wie Todesschreck geraten.

Ein Kind schreit auf im Blut. Wir wollen beten.
Der stille Gott hat seinen Blick verkehrt,
Uns alle in den roten Schlund zu treten.

Verflucht, wer heute noch das Schwert begehrt!
Du, hilf uns freundlich aus den wilden Nöten,
Eh' wir des Lebens tiefsten Keim verkehrt.

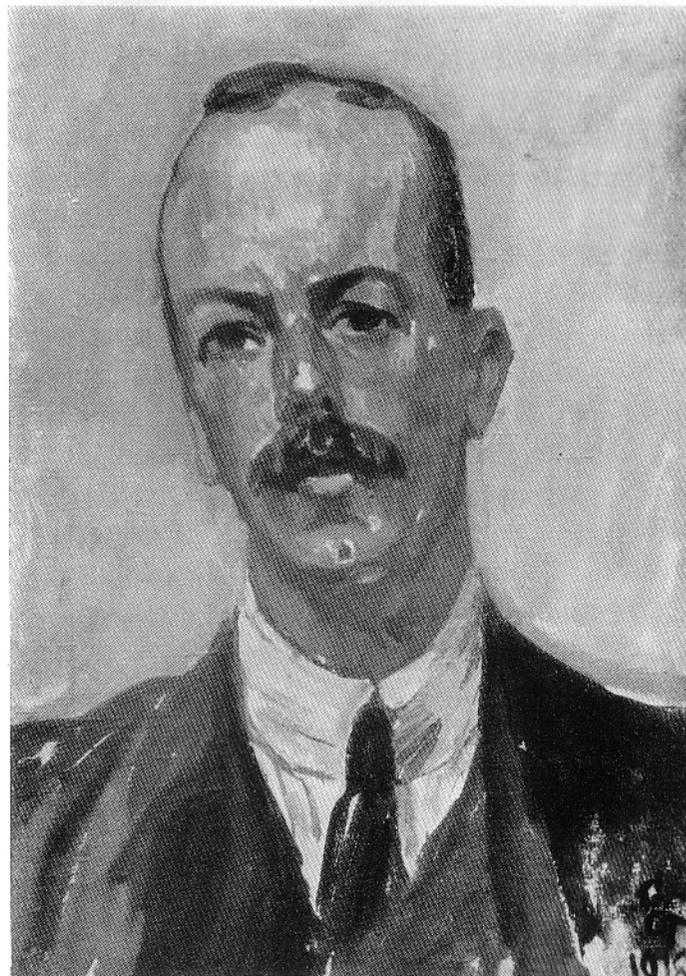
«Marie und Robert»

Im poetischen Schaffen Paul Hallers tritt in der Schierzer Zeit die Lyrik in den Hintergrund, wenn auch der Quell nie ganz zu fließen aufhört. Es sind nun größere Stoffe, die ihn beschäftigen. Einmal schreibt er von kleinern Prosa-Stücken, die in Angriff genommen werden sollten. Erhalten ist allerdings davon nichts. Hingegen nimmt er im Sommer 1915 den schon zwei Jahre vorher entstandenen Entwurf einer Kindergeschichte wieder vor und arbeitet ihn um zu der Erzählung „Unter der Treppe“; sie war bestimmt für die Brugger Neujahrsblätter. Am 31. Oktober 1915 schreibt er: „Die Umarbeitung meiner Jugendfestgeschichte gab mehr Arbeit, als ich geglaubt hatte. Ich bin nun beinahe 2 Jahre von der ersten Abfassung entfernt, und da lebt man sich schwer wieder ein. Aber nun scheint sie mir nicht übel. Wenigstens ist sie nicht langweilig.“ Diese anspruchslose, kurze Erzählung beweist Paul Hallers Verständnis für die kindliche Psyche. Der soziale Hintergrund ist auch hier sichtbar; doch liegt der Schwerpunkt auf dem Seelischen. Es wird da geschildert, wie ein Kind für eine jugendliche Bosheit von der Lehrerin übermäßig hart bestraft, nur umso stärker in den Trotz hineingetrieben wird. Eins zieht dann das andere mit. Es verstrickt sich in weitere Schuld und findet schließlich keinen andern Ausweg, als in den Wald zu fliehen, um da zu sterben. Doch wird sein

Versteck entdeckt, nachdem es das ganze Städtchen in Aufregung versetzt hat. In einer Anstalt untergebracht, macht das Mädchen in seinem leidenschaftlichen Freiheitsdrang mehrere Fluchtversuche. Schließlich aber, wie die Lehrer und Behörden schon an ihm verzweifeln, bringt die Natur die Lösung: In der Zeit der Pubertät vollzieht sich eine Wandlung in dem Mädchen; die innere Verkrampfung löst sich. Nur die Mutter hatte den Glauben an ihr Kind nicht verloren, und nun bewährte er sich, allen Weisen und Gelehrten zum Trotz. „In jenen Jahren, wo eine heimliche Schöpferhand das Mädchen zur Jungfrau bildet, fiel es von dem Kind wie eine ausgetragene Haut, daß sein Wesen wurde wie das seiner Altersgenossen, still und übermütig, weder gut noch schlecht, klug und unklug zugleich, wie alle Mädchen sind“.

Fast zu kurz und überraschend kommt das Ende und die glückliche Lösung. Zwei, drei Jahre später hätte der Dichter wohl kaum mehr diesen hübschen aber etwas summarischen Schluß gewählt. Ein volkserzieherischer Gedanke liegt auch dieser kleinen Dichtung zugrunde, die Mahnung: Verzweifelt nicht, ihr Erzieher, an den Ungeratenen, an den Böcken in eurer Lämmerschar!

Neben dieser kleinen aber beschäftigte Paul Haller in den Jahren 1914 und 15 eine größere Arbeit, die aus tiefstem schmerzlichem Erleben erwachsen, sein wichtigstes Werk geworden ist: das Mundartspiel „Marie und Robert“. Eine Leidenschaft, die ihn in schwere Gewissensnöte stürzte, bildete den Ausgangspunkt. Zuerst mühte er sich, den Stoff in einer Novelle zu formen,



Paul Haller
1918

(Bild von Giovanni Giacometti)

dann aber verschob sich ihm das Motiv vollständig. Der Schauplatz wurde aus einem gebildeten Haus in ländliche Verhältnisse verlegt, und aus der epischen Lösung wurde eine dramatische. Stand im Novellenentwurf die Frauengestalt vollständig im Mittelpunkt des Geschehens, so trat nun als Gegenspieler eine Männergestalt daneben, ja, Robert wird der eigentliche Träger der Handlung. Mit der Verlegung des Schauplatzes aufs Dorf aber geht Hand in Hand der Übergang zur Mundart. „Marie und Robert“ ist das Seelendrama zweier Menschen, die sich innerlichst angehören, die aber durch die Lebensumstände getrennt sind, und durch Verstrickung in tiefe Schuld auch getrennt bleiben.

Ein Arbeiterhäuschen ist der Schauplatz und eng dazu gehörig ein Dorfwirtshaus; doch ist letzteres auf der Bühne nicht sichtbar. Die Menschen: der reiche Wirt und Großbauer Theophil Leder, Marie, seine Frau, — Röbi, Fabrikarbeiter von Kleinbäuerlicher Herkunft und seine Mutter, eine alte Frau mit schillerndem Charakter voll bäurischen Mißtrauens, falsch, frömmelnd und fromm zugleich. Zum Ausdruck kommt der soziale Konflikt unserer Zeit mit seinen Zwiespälten: Arbeiter — Bauer, und Arbeiter — Fabrikherr. Doch ist das nur Hintergrund. In der Kernfrage geht es um die beiden Menschen, Marie und Röbi. Sie ist die Frau des reichen Wirts, dessen Werbungen das arme Mädchen schließlich nachgegeben hatte, da es noch lange Jahre auf den Jugendfreund hätte warten müssen. Doch in 12jähriger Zwangsehe neben dem versoffenen, brutalen Mann büßt sie ihre Wahl; und noch immer liebt sie

Nöbi. Dieser ist durch sein vom Vater ererbtes, aber verschuldetes Häuschen an den Wirt gebunden, der ihn mit dem Zins drückt und ihn von oben herab behandelt; zudem ist er innerlich an Marei gebunden, von der er sich nicht loszureißen vermag. Gebunden ist er aber auch durch seine Anhänglichkeit an die Heimatscholle, durch sein Herkommen, durch sein feines, sittliches Gefühl; am meisten gefesselt aber durch seine Unentschlossenheit im Handeln. Ein guter Mensch, anhänglich und warmer Liebe fähig ist Nöbi; aber er ist nicht imstande, sein Leben kraftvoll zu gestalten, sich herauszureißen aus all den Umständen, die ihn festhalten und zu Boden drücken. Voller Skrupeln und weicher Gefühle, ist er unfähig zuzugreifen, einen Entschluß zu fassen und in Tat umzusetzen. So wird er im ersten Akt zum Streikbrecher, trotzdem er seinen streikenden Kameraden Recht gibt; so tritt er im zweiten Akt im letzten Moment wieder vom Verkauf seines Häuschens und der Auswanderung zurück und bleibt festgekettet an den Wirt und Marei. Sein Lebensdrang aber staut sich immer mehr — im Grunde ist er keine kraftlose, sondern eine gehemmte Natur —, bis er ihn schließlich in blindem Ausbruch zur verbrecherischen Gewalttat treibt, zum Totschlag am Wirt. Marei will ihm aus der Klemme helfen mit Geld, das sie ihrem Manne entwendet hat; Nöbi weist die Hilfe ab, aber das Dazwischentreten des Wirts führt zur Aufdeckung des innern Verständnisses zwischen den beiden und zum Wutausbruch Theophils gegen seine Frau. Um Marei zu helfen, letzten Grundes aber, weil sich alle Wut und aller Haß gegen das lebenslange

Unterdurchkriechen, und gegen den Nebenbuhler auf einmal entläßt, wirft Nöbi den Wirt im Streithandel auf den Pflug, sodaß er den Nacken bricht. Marei hat den Vorgang und Nöbis plözlich aufgeflamnte Absicht durchschaut, vor Gericht aber schwört sie, daß ihr Mann gestrauchelt und zufällig auf die Pflugchar gefallen sei; so rettet sie mit ihrem Meineid den Angeklagten, der sie aus der verhassten Ehe erlöst hat. Sie wäre skrupellos und wohl auch stark genug, dieses Geheimnis zu tragen und selbst mit dem Mörder zusammen zu leben. Sie ist eine so tief leidenschaftliche Natur, daß alles andere zurücktritt; einmal der Bann der Sitte und des Herkömmlichen gebrochen, wäre sie imstande und auch gewillt, alles wegzwerfen, um des einen, um ihrer Liebe willen. Nach Nöbis Freisprechung und Rückkehr aus dem Untersuchungsgefängnis kommt es zu einer Auseinandersetzung zwischen ihnen, die bis auf den Grund geht. Nöbis grundehrlicher Charakter vermag sein vermeintliches Geheimnis nicht zu tragen — sie soll genau wissen, wie es um ihn steht: er gesteht ihr seine momentan aufgeflamnte Mordabsicht, und Marei, keineswegs erschreckt, beichtet nun auch ihr Geheimnis, den Meineid. Zuerst tiefes Erschrecken darüber bei ihm! Dann eine Entladung des lang zurückgestauten Liebesgefühls! Auch er vermeint, im ersten Jubel über eine solch grenzenlose Liebe, im Sturm der Gefühle, über das Vergangene wegschreiten zu können, mitgerissen von Mareis wilder, schrankenloser Leidenschaft. Da aber tritt ein Kind dazwischen, des Wirts und Mareis erstgeborenes, und das bringt Nöbi zur Besinnung; darüber

kann er nicht hinweg: zwischen ihm und Marei steht der Tote. Für ihn ist ein Leben mit ihr unmöglich. Wie einen Schild stellt er das Kind zwischen sich und die Frau; die aber bricht nun, da sie mit ihrer Liebe alles verloren sieht, mit einem Aufschrei zusammen. Ein gräßliches Weib, eine schlechte Mutter, die ihre Kinder preisgeben würde, um der Liebe zum Mörder ihres — allerdings verrohten — Gatten willen. Und doch verdammt das Gefühl sie nicht; welche Macht der Leidenschaft, welche Liebeskraft, die alles tun und alles tragen könnte für ihre Liebe! Und daneben Robert, der feinfühlig, skrupelhafte, ein guter Sohn, ein anhänglicher, treuer Mensch, — aber wie schwach, wie wenig fähig zu handeln! So ist sein moralischer Sieg weniger ein Sieg des aktiven sittlichen Willens und der Kraft, als der passiven Tugenden. Darin liegt eine dramatische Schwäche, aber auch etwas menschlich und persönlich Ergreifendes. Denn der Dichter geht zweifellos von den Konflikten seiner eigenen Seele aus. In Robert hat er sich selbst gezeichnet, oder wenigstens einen Teil seiner selbst, seine Unentschlossenheit, sein weiches Gefühl, seine Skrupelhaftigkeit, die seinem starken Lebensdrang oft zum Hemmnis wurde, und an der er beständig litt. Wenn Robert von sich sagt: „Käis Würmli hätti vertrampet, aber drfür au nie zue'griffe, wen-es Glück am Wäg glägen ist. Bis i mi bsunne gha ha und im Gwüssen en Brief gschribe, ist zwänzg mol en andere vrby und het's ufgläse. 's Gwüssen ist di schlächtist Lättere, wen äinen obsi wil“, — so ist das aus eigener schmerzhafter Lebenserfahrung heraus geschrieben. Wie weit die Gestalt

der Marei ebenfalls Personifikation seines andern Teils, des nach ungehemmtem Erleben verlangenden Ichs ist, in wie weit die Zeichnung auf das wirkliche Vorbild zurückgeht, das sei dahingestellt.

Nach Paul Hallers Angabe ist der dritte Akt, die Auseinandersetzung zwischen den Hauptfiguren, der Kern des Stücks, um den das übrige gewachsen ist. Daher rührt es wohl auch, daß die Handlung nicht in ganz gerader Linie verläuft, sondern gelegentlich eine andere Richtung einschlägt, als man erwartet. So am Ende des ersten Aktes, wo das soziale Motiv in den Vordergrund zu treten scheint.

Marie und Robert ist in Hinsicht auf den letztern die Tragödie des innerlich gehemmten Menschen, der vor lauter Bedenken nicht zum Handeln kommt, — im Hinblick auf Marei aber — die Tragödie der hemmungslosen Leidenschaft. — — —

Mit dieser Dichtung hatte Paul Haller Neuland betreten. Bis jetzt war die Mundart — wenigstens im alemannischen Sprachgebiet — auf der Bühne fast ausschließlich zum Lustspiel oder Schwank verwendet worden, wofür sie in ihrer drastischen Ausdrucksweise auch besondere Möglichkeiten bietet. Ansätze zum ernsten Dialektschauspiel gab es allerdings auch bei uns, nie aber war ein schweizerischer Mundartdichter in solche Tiefen der menschlichen Seele gestiegen, und nie hatte einer auf der Bühne der Volkssprache solche Gewalt und Leidenschaft verliehen.

Aus dem 3. Akt:

Robert.

Aber under Tags hani nie käin böse Gedanke gha, g'wüß Gott nid. Nume do, won er mr i d'Finger cho ist, i wäis sälber nid wie, und won i di ghöre Hälftio brüele näb mr zue, do fahrt mr d'Wuet in Chopf und 's Bluet i d' Auge, as i nume no Nots gsehne vor mr und in wider tod wi dert i de Zannlene. Dasmol mues es käin andere gmacht ha, het's grüest i mr inne, und den ist alls versunken und verschwunde vor und hinde, nume syni Auge hani no gseh und drhinder di glänzig Pfluegschar — — —

(in der Erinnerung schauernd)

Wer wäis, was i'mene Möntsch inn ist und was dr Augeblick cha machen us em?

Marie

(leise)

Keut's di iez, Kobärt?

Robert.

Neue? Was ist das? Hani's sälber g'macht und hätti anderst chönne? Isch es nid cho wi de häilig Gäißt? Freisproche bini, das het dank au öppis z'bedüte. De Herrgott luegts vilicht ganz anderst a as d'Möntsche, wenn si wüßte, wi's 'gangen ist.

Marie.

Du heft en bequeme Hergott.

Robert.

Emel gschydter ist er as mir, glaub's nume. Dir het

er d'Auge verha, as d' nid gseh heft, was 'gangen ist, as d' chönist dr Aid tue. Hätt em öppe sölle drvör sy, wenn er mi nid im Zuchthus het welle ha?

Marie.

En faltchen Aid, Köbi.

Robert.

Faltch oder nid faltch. De Herrgott nimmt en für rächt a. Dir ist wäge desse nüt abgange, du bist so guet und grad wi vorane.

Marie.

Du Lieben und Guete, du! Wen iez aber das Läbe nid eso äifach wer und dym Hergott syn Wäg ganz anderst, as du mäinst?

Robert.

Was mäinst mit dem? Jez verstohni bald di nimm.

Marie.

Wenn's bschlosse wer im Himmel obe, as de Möntsch dur d'Sünd dur mues, wen er im anderen öppis wil z'liebtue? Wen er alls müest geh, was er het — d'Ehr und de guet Namen und 's uschuldig G'wüße drzue? As er nüd meh darf bhalte, rän nüt meh as d'Liebi? — As er z'erst i d'Höll abe mues, eb em d'Himmelstür ufgoh?

Robert

(erschreckt)

Marie — —

Marie.

Ked iez nid. I ha dr iez au öppis z'sägen, und du

muest lose. Du mäinst, de häigist wäis was gmacht — de Hergott sälber mues gschuld sy, süst chausch es nid glaube vo dr. Und mir isch es, wo öppis Großes passiert ist, seig's no nie anderst 'gange. D'Wält het no allmol Mordio 'brüelet, aber Glück het käine gseh wachse drus use, as de, wo sälber gwüßt het, was Dpfer häißt. Das hani nid us Büechere, Kobärt. I bi käi Gstudierti, ha nüt as d'Biblen im Hus, und dert stoht's nid drinn — emel i dr Underwysig hämmer's nid glehrt.

(Mit gedämpfter Stimme, aber fest)

Du heßt mir alls verzellt, Röbi — Ufrichtigkäit gägen Ufrichtigkäit. Mäinst, i häig d'Auge nid by mr gha? Alls hani gseh. I ha dr Aid to und ha gwüßt, as er falsch ist.

(Sie bleibt erhobenen Hauptes stehen)

Robert

(aufschreiend, mit verworfenen Händen, fürchterlich starrend)

Das ist nid wohr, das glaub dr hütt nid und morn nid! Wenn d'mi no nie agloge heßt, iez heßt mir nid d'Woret gsäit. So öppis heßt nid gmacht! Gloge heßt — säg: i ha gloge!

Marie

(sich setzend)

Glaub's oder nid, das tuet nüd drzue und nimmt nüd drvo. — Röbi, wäißt worum as is gmacht ha?

Robert

(zu ihren Füßen fallend, das Haupt in ihrem Schoß verbergend)

I wäis's jo — i ha's jo immer gwüßt, as d'mi lieb heßt. I'Macht hani's gwüßt und am Tag hani's gwüßt

— du Liebi, du Myni! Glaub's doch niemerem, as d'mr nid lieb seigist!

(Seine Worte gehen in Schluchzen über, sein Leib zuckt und zittert an ihren Knien. Sie streicht ihm liebevoll mit der Hand übers Haupt, ihre Stimme klingt träumerisch, wie aus weiter Ferne.)

Für Paul Haller bedeutete die Vollendung von „Marie und Robert“ die Rechtfertigung seines poetischen Strebens; denn er war davon überzeugt, daß der Dichtung ein wahrer Wert innewohne. Kurz nach der Vollendung schrieb er mir darüber am 5. Dezember 1915:

„Ich möchte Dir eigentlich nur etwas von meinem Drama berichten, das ist für mich das Tagesereignis. Pfr. S.... hat es zuerst seiner Frau gelesen; gestern abend habe ich's nun selbst bei Sch.'s vor einigen Kollegen vorgetragen. Mich hat es selbst zu Tränen gepackt, zum Glück ist's auch an den andern nicht vorübergegangen. Es ist wirklich dramatisch, und das ist ja die Hauptsache. Die Entwicklung ist mir denn auch ziemlich leicht und ganz natürlich aus dem Stoff herausgefallen. Eine so leichte, fast selbstverständliche Produktion habe ich noch nie erlebt. Der 3. Akt ist ganz umgearbeitet, wohl auch jetzt noch nicht in seiner definitiven Gestalt. Ich hab's in der Schulzeit zustande gebracht, und da braucht es wahrhaftig keine schwache Konzentration dazu. Kurz, ich habe rechte Freude. Endlich etwas! Und daß die Mundart auch zum ernstesten Drama sich eignet, das steht mir jetzt fest. Hoffentlich gilt der Beweis überhaupt.“

„Marie und Robert“ wurde im ganzen von der Presse günstig aufgenommen. Schon daß das Stück zuerst in der angesehenen Zeitschrift „Schweizerland“ erscheinen konnte, die ihm eine ganze Nummer widmete, bedeutete einen schönen Erfolg. In der Ankündigung wurde unter anderem gesagt:

„Der Aargauer Paul Haller hat sich vor einigen Jahren schon ausgewiesen mit seinem „Juramarelli“. Auch dieses Drama verrät wiederum in vielen Einzelheiten eine durchdringende Kenntnis des Volkes und seines Gehabens; doch ist das nur das Eine. Das Andere, Entscheidende ist, daß solche Kenntnis beschlossen liegt in einer unserer feinsinnigsten Poetenseelen, deren Walten nur deshalb so selbstverständlich erscheint, weil es sich abspielt so vollkommen schlicht und ohne Anspruch. Es finden sich aber Züge in diesem Drama von einer symbolischen Kraft und typischen Prägnanz, daß man an wahrhaft große Meister der Volksdichtung zu denken genötigt ist. Auch ist der Aufbau des Ganzen von einer dramatischen Wucht, der man sich nicht leicht entziehen wird.“

Das alles wirkte günstig auf Paul Hallers Befinden zurück; sein Dichterbewußtsein kräftigte sich, und sein Lebensmut hob sich.

Am 5. März schreibt er der Mutter:

„Mein Stück ist hier durch das Schweizerland bekannt geworden und hat mir die Gratulation der Schüler eingetragen. Meine liebste Klasse (5. Gymn.) hat mir dabei große Freude gemacht, eine der schönsten, die ich erlebt habe. Sie umringten mich alle und woll-

ten mir die Hand drücken. Auch Greyerz von Bern hat mir sehr anerkennend geschrieben, und das Säcklein im ‚Schweizerland‘ hast Du vielleicht selbst gelesen. Glaube nicht, daß ich dadurch hochmütig werde; ich empfinde es zu tief, daß die Dichtergabe eben eine Gabe ist, und ich bin selbst erstaunt, wenn mir etwas gelingt. Umso ernsthafter werde ich an der Ausbildung des Talentes arbeiten; denn Großes ist trotz der Gabe nur die Frucht harter Anstrengung. Etwas Vertrauen habe ich dadurch natürlich gewonnen und eine gewisse Lebenszuversicht, die mir vorher nicht innewohnte. So trübsinnige Gedichte wie im Guggelgägli (die gemeinsame Wohnung in Brugg) könnte ich jetzt nicht mehr machen, mag mir auch noch so vieles mißlingen. Ich möchte so gerne, Vater wäre noch da; ich weiß, er würde sich mit mir freuen. Auch wäre es eine Genugtuung nach dem Leid, das ihm mein Berufswechsel bereitet hat. Ich fürchtete, Du werdest davon nicht erbaut sein, und nun freut es mich, daß es Dir Eindruck gemacht hat. Niemand weiß, wie sehr diese Handlung aus meinem eigenen Erleben und aus meiner Seele heraus geboren ist.“

Das Stück erschien dann mit einigen kleinen Abänderungen 1916 im Verlag A. Francke, Bern, in Buchform.

Um eine Aufführung zustande zu bringen, trat Paul Haller in Beziehung mit den dramatischen Vereinen von Aarau und Zürich, sowie zum Heimatschucktheater. Der dramatische Verein von Aarau unternahm in verdankenswerter Weise das Wagnis, die erste wirkliche Mundarttragödie zur Uraufführung zu bringen. Denn

ein Wagnis war es, stellen doch die Hauptrollen ganz andere Anforderungen an die Darsteller, als dies sonst bei Dialektstücken der Fall ist, Wenn dieselben der schweren Aufgabe auch nicht in allen Teilen gewachsen waren, so war die Aufführung immerhin erfreulich. Sie fand am Ostermontag 1917 statt, also zu einer Zeit, als der Dichter Schiers bereits verlassen hatte. Von Wettingen, seiner neuen Wirkungsstätte aus, war es ihm leichter möglich, die Aufführung zu betreiben und die Einstudierung teilweise zu überwachen. Einem Schierser Freund und Kollegen berichtet er über dieselbe in den Frühlingsferien folgendermaßen:

„Ich verpuse, wie Du siehst, die paar Klappen Dichterlohn zum voraus in Lugano, d. h. Castagnola. Und zwar im Regen. Der See ist so auch schön, hie und da, und Blumen hat's auch, aber man sieht sie kaum, wenn das Sonnenlicht nicht drauf liegt. Triste..... Nun unsere Aufführung am Karfreitag! (Paul Haller sang damals im gemischten Chor Zürich bei der Aufführung von Beethovens Missa solemnis mit). Das war für mich wieder einmal ein großer Tag, einer von den unvergeßlichen. Ihr könnt Euch kaum denken, wie glücklich ich bin, wieder so etwas miterleben zu können.

Gegen diesen Tag kommt der Ostermontag in 2. Linie. Zwar auch da gab's eine Freude. Der 3. Akt wirkte, wie ich gehofft, mit großer Wucht. Er dauerte 55 Minuten und doch hielt er das Publikum bis zum Schluß in atemloser Stille. Beim ersten Akt wurde mir die Stimmung bedenklich verdorben, als ich sah, daß die Alte allzu komisch aufgefaßt wurde. Es war ein ge-

wisses Publikum da, das ein Lustspiel suchte, und leider war die Darstellerin an dem Lacherfolg nicht ganz unschuldig, da sie da und dort etwas karrikierte. Auch im 2. Akt setzte sich diese Wirkung fort, sodaß ich für den Schluß in großer Angst war. Der Abschluß hat dann aber eingeschlagen. Bei ganz gutem Spiel mußte dieser Schluß noch viel stärker wirken.

Marie war sehr ansprechend. Etwas zu fein, etwas zu zurückhaltend, aber doch warm. Ich hatte in den Proben schon jede Hoffnung verloren, daß sie die Rolle nur einigermaßen wirksam herausbringe. Da kam in den letzten Tagen plötzlich das Feuerlein zum Durchbruch. Robert war mir zu theatermäßig, ein früherer Schauspieler, dem aber das Dialektspiel noch nicht liegt. Vielen hat er großen Eindruck gemacht, mich hat er kalt gelassen.

Also im ganzen ist es nicht allzu schlecht gelungen. Ich habe eine Ahnung bekommen, wie der 3. Akt bei wirklich gutem Spiel wirken würde. — Es wird nun von J. Bühler in Zürich die Gründung eines schweizerischen Berufstheaters angeregt. Das wäre, was ich brauche. Vorerst sehne ich mich, Ellen Widmann als Marei zu sehen, aber die Sache mit Bern ist noch nicht sicher. Unterbleibt wahrscheinlich für dieses Jahr.“..

Wirklich zerschlugen sich zu des Dichters Leidwesen die Verhandlungen mit dem Berner Stadttheater, da es an der genügenden Anzahl von Schauspielern fehlte, die den Dialekt beherrschten, und Ellen Widmann — die Großtochter J. B. Widmanns — bald ein Engagement in Deutschland erhielt. Das Stück wurde dann

noch vom dramatischen Verein Zürich im Pfauentheater aufgeführt, und später vom Heimatschutztheater in Bern und etliche Monate vor Paul Hallers Tod auch in Basel von der Quodlibet-Gesellschaft. — Die besten Aufführungen waren zweifelsohne diejenigen der „Freien Bühne“, die im Winter 1921/22, nach des Dichters Ableben, das Schauspiel an mehreren Orten zur Darstellung brachte. — Die Erfahrungen, die sich aus diesen Aufführungen ergeben, zeigen klar, daß „Marie und Robert“ nach außen hin nicht den Erfolg zu erringen vermag, der seinem innern Wert entspricht. Die Gründe dafür sind verschiedener Art: Einmal herrscht noch immer jene Einstellung des Publikums vor, die vom Dialektstück stets komische Wirkung erwartet. Weitere Gründe mögen im Stücke selber liegen. Eine tief gehende seelische Zergliederung, wie sie der 3. Akt bietet, wird kaum je vollstündlich werden. Die volle Wirkung der Dichtung auf der Bühne allerdings kann erst ermessen werden, wenn wir einmal die sehnlichst erwartete schweizerische Nationalbühne mit geschulten Dialektschauspielern haben.

Rückkehr in den Aargau — Wettingen

Eben als Paul Haller mit der Drucklegung seines Dramas beschäftigt war, tat sich ihm im Lehrberuf eine neue Möglichkeit auf. Die Stelle des Direktors am aargauischen Lehrerseminar, die mit dem Deutsch- und Pädagogikunterricht verbunden war, wurde frei. Dieses Ziel hatte er schon lange im Auge gehabt; doch als die Möglichkeit der Erfüllung vor ihm stand, da lag er wieder im Zwiespalt, ob er sich überhaupt darum bewerben sollte. Welcher Art seine Zweifel waren, darüber geben einige Briefstellen Aufschluß. Am 12. Januar 1916 schreibt er mir:

„Mit Wettingen ist es so eine Sache. Ich liege jetzt wieder in tiefem Zweifel. Mein Poetenbewußtsein ist etwas gewachsen, und ich hätte ja gerne eine Stelle, wo ich Zeit zum Dichten hätte, mehr als hier und dort. Aber andererseits muß ich einen Beruf haben; ich könnte auch abgesehen von Finanzen nicht ohne leben. Und dort ist nun Selbständigkeit, Einfluß, Bedeutung der Stellung. Gerade das lockt mich einerseits, andererseits weiß ich nicht, ob ich der Stellung genügen kann. Ja, wenn ich mich ganz da hineinwerfen könnte. Aber dichten muß ich, ich kann nicht anders. So jage ich nun wieder nach zwei Dingen und kann keines ganz erreichen.

Noch etwas. Die Stellung auferlegt große moralische Pflichten. Man ist ein Vorbild, sollte es sein.

Und ich? O jemine, ich taue immer weniger dazu. Mir ist vieles abhanden gekommen, was ich einst hatte. Ich bin kein Pfarrer und Prediger mehr.

Aber allerdings, ich glaube doch, daß vieles mich zu der Stelle befähigen würde. Was soll ich tun?"

Und am 20. Februar 1916, nachdem er sich auf Drängen seiner Freunde hin zur Bewerbung entschlossen hatte:

„Die Entscheidung ist mir sehr schwer gefallen. Etwas trug dazu bei, daß ich überarbeitet und müde war; dann bin ich immer innerlich ohne Spannkraft. Auf diese Stelle habe ich ja seit Jahren hingesehen und hingearbeitet, und jetzt, wo sie frei ist, bin ich doch im Zweifel. Das hängt mit meiner Poesie und anderem zusammen. Durch das Drama bin ich so tief in die poetische Welt getaucht, daß es mir schwer wurde, mich in der äußern zurechtzufinden. Alles andere lag nur wie im Nebel um mich. Es sind ja zwei so grundverschiedene Welten: Beruf und Poesie. Und das Nebeneinander wollte mich in dieser Zeit fast zerreißen. Aber Du weißt ja, wie ich bin, wie ich doch immer nach mehr als einem Ziele jagen muß und mich nicht beschränken kann. Ich könnte ja ohne Beruf nicht sein, und möchte es gar nicht. Und hier ist nun eine so schöne Aufgabe! Ich weiß, daß ich mit Freude dabei wäre und daß ich nicht schlecht dazu passen würde. Bis dann wieder der furor poeticus über mich kommt, dann wird jeder Beruf auf mir lasten. Aber ich muß doch eine Lebensstellung haben, ich muß einmal heiraten können, je eher, umso besser. So bin ich eben wieder der Ver-

nunft gefolgt, wobei ich klar voraussehe, daß ich nicht ohne innern Kampf im Amt verharren kann.

Und dann, sieh, es wird mir immer unerträglicher, ohne Liebe zu sein. Was für ein Leben in meinem Alter! Als Seminardirektor aber muß ich Vorbild und Lehrer sein. So liegt's eigentlich hauptsächlich daran, daß ich nicht verheiratet bin. Hätte ich eine liebe Frau neben mir, keinen Augenblick hätte ich mich besonnen. Das wirst Du wohl begreifen, andere scheinen solche Dinge nicht zu kennen oder nicht kennen zu wollen. Ist das nun Heuchelei oder gibt es wirklich so blutleere Menschen?"

Es kam jedoch nicht so, wie er gehofft hatte. Die Stelle des Direktors wurde einem schon länger am Seminar amtierenden Lehrer übertragen. Doch bewarb sich Paul Haller nachher um die frei werdende Lehrstelle für Geschichte, Deutsch und Latein, trotzdem ihm die Fächerkombination weniger behagte, da Deutsch nicht im Zentrum stand, und er sich ins Latein neu einarbeiten mußte. Diesmal hatte er Erfolg und wurde gewählt.

Schiers verließ er nicht ungern; denn in der letzten Zeit seines Dortseins hatte sich das Verhältnis zum Leiter der Anstalt getrübt. Ihre Naturen waren zu gegensätzlich, und klug zu schweigen, war nicht Paul Hallers Sache. Auch fühlte er sich im Unterricht doch hin und wieder beengt. Andererseits band ihn so viel Freundschaft an Lehrer und Schüler, daß ihm der Abschied schwer wurde. Ja, er empfand sein Weggehen fast wie Verrat, wenn er vor seiner liebsten Klasse

stand. Und nicht zuletzt tat ihm der Abschied von den geliebten Bergen weh.

Im Herbst 1916 trat Paul Haller die neue Stelle an; seinen Wohnsitz schlug er vorerst im nahen Baden auf. Mit der Schülerschaft fand er sich rasch zurecht. In einem Brief an einen Schierser Kollegen äußert er sich am 30. September 1916 folgendermaßen:

„Ich wohne in Baden, 20 Minuten vom Seminar, esse teils im Konvikt, teils in Baden im Wirtshaus. Die Schule macht mir schon ziemlich Freude, weil ich spüre, daß ich bereits Boden gefaßt habe bei den ‚Notenfischern‘, wie Z. sagt. Vor allem der Geschichtsunterricht in den obern Klassen hat schon manche schöne Aussprache gebracht, Religionsgespräche, die hier besonders interessant und zugleich heikel sind wegen der Katholiken. Wenn kein Pfaffe dazwischen kommt, mit den Schülern kann ich mich schon verständigen. Die untern Klassen, die ich auch im Deutsch habe, kenne ich schon recht gut; leider ist eben der Durchschnitt der Begabung ziemlich tief. In jeder Klasse habe ich auch Mädchen, 2 bis 5. Auch das gefällt mir, denn diese Wesen denken doch ganz anders als wir. Mit den untern Klassen habe ich eine 2tägige Schulreise über Frutt-Jochpaß gemacht, und wurde wieder tüchtig verregnet. Es war ungefähr wie auf dem Flüela. Nächste Woche werde ich noch mit ihnen nach Zürich ins Landesmuseum fahren. Also punkto Schülerschaft kann ich nicht klagen; es gibt wie überall liebe, muntere, langweilige, zutrauliche, aber wenig oder keine schwierigen.“ Und mit der Zeit trat er zu manchen von seinen Schü-

lern in ein nahes persönliches Verhältnis und suchte ihnen in allerlei jugendlichen Nöten beizustehen.

Zweierlei Nebenumstände hatten bei seinem Entschluß, Schiers mit Wettingen zu vertauschen, mitgewirkt: Die Nähe der Mutter, und die Nähe Zürichs. Die Mutter wohnte seit 1913 bei ihrer verheirateten Tochter in Brugg. Sie hatte in den letzten Jahren außer den gewöhnlichen, immer wiederkehrenden seelischen Bangigkeiten, auch allerlei körperliche Leiden durchzumachen gehabt, darunter eine schwere Operation. Nun wurde ihr das erneute Nahesein des geliebten Sohnes zur Quelle großer Freude und Erleichterung. — Zürich aber war Paul Haller während seines zweiten Studiums ans Herz gewachsen. In der Kriegszeit war es der Treffpunkt vieler ausländischer Kunstgrößen geworden. So freute er sich denn auf geistige Genüsse aller Art, die er sich in Schiers hatte versagen müssen. Seine größte Freude aber war, daß er nun wieder im gemischten Chor Zürich mitsingen und an der Aufführung der großen religiösen und weltlichen Chorwerke mitwirken konnte.

Doch sollte es meinem Bruder nicht vergönnt sein, sich in seine neue Stellung richtig einzuleben, und sich auch seines Erfolges als Dichter zu freuen. Eben jetzt, wo sich sein äußeres Leben zu festigen schien, wo er als Künstler einiges Selbstvertrauen gewonnen hatte, begannen die Kräfte des erst 35jährigen zu zerbröckeln.

Die Krankheit

Die Anfänge von Paul Hallers Erkrankung reichen äußerlich betrachtet bis in die letzte Schierser Zeit zurück. Im Frühling 1916 hatten sich die ersten Symptome in Gestalt einer starken Ermüdung, Abgespanntheit und Schlaflosigkeit bemerkbar gemacht. Doch schrieb er all das anfänglich der Überarbeitung zu, die er sich bei der Abfassung seines Dramas zugezogen habe. Nun überfiel ihn das Übel von neuem in solchem Maße, daß die Frühlingsferien 1917 nicht ausreichten zur gänzlichen Wiederherstellung. Er sah sich genötigt, um Verlängerung einzukommen. Dann ging er wieder an die Arbeit, doch verschlimmerte sich der Zustand während des Quartals. Die Sommerferien verbrachte er wieder in ländlicher Stille. Aber er fühlte sich am Ende derselben noch nicht wohl genug, die Schularbeit wieder aufzunehmen; er mußte von neuem aussetzen, und sah sich schließlich gezwungen, den Urlaub bis zum Neujahr auszudehnen. An verschiedenen Orten, in Klosters, am Untersee, dann bei Freunden im Thurgau und Aargau suchte er Ruhe und Erholung, jedoch ohne eigentliche Besserung zu finden.

In Wirklichkeit reichten die Wurzeln seines Leidens viel tiefer. Er selber brachte es in Zusammenhang mit frühern Depressionszuständen, nachdem er durch Besprechung mit Ärzten zur Überzeugung gekommen war, daß die Krankheit überhaupt nicht körperlicher, sondern

seelischer Natur sei. Im Sommer 1917 schreibt er seiner ehemaligen Haushälterin:

„Erinnern Sie sich, daß ich auf dem Kirchberg auch schon oft deprimiert war? Es hat nämlich schon damals angefangen, ja sogar schon früher. Und seither war's hie und da stärker und schwächer in mir.“ Auf alle Fälle war Paul Hallers Seelenzustand schon von jung auf starken Schwankungen unterworfen. Der Zwiespalt zwischen fröhlichem, tatenfrohem Erleben und Handeln und tiefer Niedergeschlagenheit reicht weit zurück. Doch überwog damals noch das lebensjahende Element. Immer wieder brach, auch noch bis in die letzten Jahre hinein, die alte Fröhlichkeit, ja sogar der Übermut durch, sodaß auch jetzt noch den meisten Menschen die dunkle Seite seiner Natur verborgen blieb. Im Geheimen aber rieb er sich in seelischen Konflikten auf.

Über die letzten Gründe solcher Erscheinungen läßt sich kaum sicheres feststellen; alles beruht mehr oder weniger auf Vermutung. Von vorneherein muß die Vererbung in Rechnung gestellt werden, ferner die ausgesprochene Vielseitigkeit der geistigen Veranlagung, die, je nachdem, sich glücklich oder unglücklich auswirken konnte: neben starken Kräften des Gefühls, des Gemüts, und der Phantasie ein zu theoretischer Formulierung neigender, scharfer Verstand. Dazu tritt als drittes Lebensmoment eine kräftige Sinnlichkeit, die aber von früh auf durch moralische Hemmungen verdrängt wurde, wie sich aus der Atmosphäre des Elternhauses leicht verstehen läßt.

Ganz ohne Zwiespälte lebt wohl kein Mensch unserer Zeit. Die Frage ist meist nur, ob sie überwunden werden und vernarben oder nicht. Bei meinem Bruder ging die Spaltung seines Wesens bis in die Tiefe, so daß sie seinen Lebensdrang dauernd hemmte und seine Kraft zermürbte. Doch war sein Leiden nicht rein individueller Art, sondern in gewissem Sinn erscheint es typisch für seine Zeit; nur daß die wenigsten Menschen die Konflikte in gleicher Stärke fühlten wie er.

Paul Haller stand, entsprechend der geistigen Einstellung des ausgehenden 19. Jahrhunderts, unter dem Bann eines einseitigen Intellektualismus, gegen den er sich zwar wehrte, dem er sich aber trotzdem nicht entziehen konnte. Dies tritt besonders in seinen Briefen über die religiöse Frage zutage. Der Verstand galt als die höchste Instanz, der sich alles zu unterwerfen hatte. So verlor auch er, wie viele seiner Zeitgenossen, den ursprünglichen Gefühlszusammenhang mit dem Leben und der Welt als Ganzem. Die Gefühle wurden entwertet und zerfasert. Pestalozzi öffnete ihm hierüber die Augen: „Alles bloße Verstandesgrübeln ist nicht nur verfehlt, sondern höchst gefährlich. Das habe ich wahrlich am eigenen Leibe erfahren.“ — Doch theoretisch erkennen und ins Leben umsetzen sind zweierlei.

In einem Punkte besonders zeigt sich Paul Hallers Unfähigkeit, dem Gefühl vertrauend zu folgen: gegenüber dem weiblichen Geschlecht. Und doch übte seine unmittelbare Art eine starke Anziehungskraft auf manche Frauen aus, und flüchtige Neigungen streiften ihn öfters. Nie aber wurde sein Gefühl so stark entzündet,

daß er ganz davon erfaßt und zum Handeln getrieben worden wäre. Und ging die Neigung tiefer, gleich waren hundert Bedenken zur Stelle, die sich hindernd in den Weg stellten. So in jenem weiter vorn angedeuteten Falle, so nachher nochmals, als er um eine Studienfreundin warb; auch da schwankte und zögerte er, bis es zu spät war. Gegen Ende seines Lebens trat er dieser Freundin nochmals näher; ihr gelten die Liebesgedichte der letzten Zeit. — Und auch bei dem Erlebnis, aus dem sein Schauspiel erwachsen ist, blieb er in der passiven Rolle Roberts, gegenüber der leidenschaftlichen Marei, gehemmt durch Gewissenskrupel; und das Ende war Verzicht. — So blieb Paul Haller, der ganz besonders dazu geschaffen schien, Liebe zu geben und zu empfangen, zur Einsamkeit verdammt, unter der er seelisch und körperlich litt.

Einige Briefstellen aus der Zeit, wo er noch glaubte durch Ausspann und Ruhe Heilung zu finden, mögen seinen Zustand charakterisieren:

Pension Glarisegg (Untersee), 23. August 1917.

An die Mutter.

„Endlich fange ich wieder an, ein Mensch zu sein! Gestern hatte ich einen guten Tag und heute gehts noch besser. Ich hatte das Luft- und Sonnenbaden zuerst etwas übertrieben, dann habe ich seit Samstag eine Liegekur gemacht, indem ich immer erst um 9–10 Uhr aufstand und nachmittags wieder lag. Daneben strengte ich mich möglichst wenig an, ging in den Wald, und nur kürzer auf den See. Ich glaube wirklich, nun bessert's

und der Nebel weicht. Ich könnte vor Freude verrückt werden, wenn ich Lust und Kraft zurückkehren fühle, denn es war eine Qual diese letzten Monate. Müeti! wenn ich wieder schaffen kann, will ich jede gute Stunde des Lebens doppelt schätzen und nie mehr jammern. Nun bleibe ich jedenfalls noch hier bis etwa Ende nächster Woche. Wenn's wirklich dann bessert, so will ich nachher noch etwas wandern, denn das habe ich schmerzlich vermisst und nichts erfrischt den Geist so sehr, wie ein frisches Streifen und immer neues Schauen."

Klosters, 19. September 1917.

An die Mutter.

„Wir haben hier prächtige Tage. Sehr warm und oft wolkenlosen, tiefblauen Himmel, die Berge so scharf in der reinen Luft, daß man jede Linie verfolgen kann, die Schatten tiefdunkel, und alles zur gewaltigen Plastik steigend. Jetzt hinauf zu können wäre ein wahres Fest. Ich bin aber immer noch sehr empfindlich gegen die Anstrengung des Steigens. Darum habe ich auch keine Pilze mehr geschickt, denn unten herum steht jetzt alles ab, man muß schon höher gehen. Ich bin wirklich sehr im Zweifel, ob nicht die Höhenluft meine Herz-tätigkeit ungünstig beeinflusst. Ich spüre hier oben immer wie einen leisen Druck auf dem Herzen und bin häufig aufgereggt. Dagegen fühle ich mich im Kopf nun schon bedeutend freier. Der Schlaf ist sehr verschieden und oft noch dumpf mit ewigen Träumen, oft etwas besser, dann wieder aufgereggt. Am besten schlafe ich nach dem Frühstück, das ich mir ins Bett bringen lasse

um 8 Uhr. Ich habe nun angefangen Briefe zu schreiben; so bekomme ich auch wieder etwas zu lesen und fühle mich nicht gar zu einsam. . . . Mein neues Urlaubsgesuch hat immer noch keine Antwort bekommen. Es ist aber sicher, daß es genehmigt wird, was wollten sie sonst tun? Darum bleibe ich ruhig hier und lasse Kloster Kloster¹ sein. Ich habe auch gar keine Sehnsucht dahin, nur im allgemeinen nach Arbeit.

Gestern traf ich hier 3 Schierser Klassen mit 3 Lehrern. Zuerst wollte ich ihnen ausweichen, da ich mich nicht als krank vorstellen wollte, hatte dann aber doch große Freude, die lieben Jungen wiederzusehen."

Klosters, 29. September 1917.

An die Mutter.

... „Mir gehts jetzt gerade nicht prima. Am Dienstag hatte ich nach einer wirklich guten Nacht einen guten Tag; seither ist's wieder ziemlich anders. Ich habe ein kleines Experiment machen können, wie schwach mein Kopf noch ist. Es ist ein Besuch im Haus, ein vielgereistes Fräulein, Musiklehrerin. Mit der habe ich eines Abends etwas stark politisiert und darauf sofort eine schlechte Nacht gehabt. Ich spüre jede ernsthafte Diskussion sogleich als starke Ermüdung. Dann gibt's wieder Träume des Nachts. Heute Nacht z. B. habe ich neben vielen andern Erlebnissen eine Blinddarmoperation durchgemacht, und alle möglichen Gesichter rennen durch den Traum. Dennoch spüre ich

¹ Gemeint ist Wettingen.

eine entschiedene Besserung, wenn auch die Ermattung des Herzens sich immer noch fühlbar macht. Ich denke nun schon daran, daß ich vielleicht den Urlaub über die Herbstferien hinaus verlängern muß; denn ich will nun wieder gesund werden, lieber gebe ich die Stelle auf. Auf Besserung darfst Du also bestimmt hoffen, nur mußt Du mit mir Geduld haben."

Hüttwylen, 18. Oktober 1917.

Liebes Mueti!

„Ich war recht froh, Deinen Brief zu bekommen. Wohl weiß ich, daß Du immer an mich denkst, aber ein sichtbares Zeichen ist mehr als bloße Gewißheit. Und ein gutes Wort ist fast wie das Streicheln einer lieben Hand. Ich denke, Du seiest nun, d. h. Ende dieser Woche, wieder in Brugg, und sende Dir meinen Brief dahin. Du hast gewiß viel Freude gehabt in Zofingen, vor allem an dem neuen Großkind, das wie ich nicht zweifle, alle Vorzüge des Neugeborens auf sich vereinigt, da es von der schlimmen Welt noch nicht verdorben ist. Ich freue mich auch, es einmal zu sehen.

Ich schreibe Dir heute viel ruhiger und zuversichtlicher als das letztemal. Ich habe das Gefühl, ich sei ein gutes Stück weiter gekommen, ja es habe eine neue Periode der Genesung angefangen. Ich bin auch zu einer ziemlich andern Heilmethode übergegangen und sehe nun mein Leiden von einer etwas andern Seite an. In Klosters hatte ich zuletzt noch zwei schlechte Nächte,

verursacht wahrscheinlich durch die Unruhe und Ungewißheit des bevorstehenden Ortswechsels, wie auch der Frage, ob ich noch einmal um Urlaub einkommen solle. In Schiers, wo ich von Samstag auf Montag war, schlief ich zwei Nächte durch, ohne aber deshalb frischer zu werden. Erst die dritte gute Nacht hier in Hüttwylen machte mich wieder zum Menschen. Nun hatte mich schon Dr. v. N. in Klosters darauf hingewiesen, daß solche Zustände viel weniger eine physische als eine psychische Krankheit, und demgemäß anders zu behandeln seien als durch bloße Ruhe. Ich konnte seiner etwas einseitigen Theorie damals nicht beistimmen, habe aber doch sofort angefangen, von seinem Rat Gebrauch zu machen und in schlaflosen Stunden mich durch beruhigende Vorstellungen von der Tatsache des Nichtschlafens abzulenken. Ich stelle mir vor, daß ich nun wieder im Unterland zu lieben Leuten fahre und hauptsächlich zu Dir. So fand ich wirklich Ruhe und Schlaf. In Schiers sprach ich mit Dr. F., einem alten, erfahrenen Arzt, der mir Vorlesungen von Dubois über die Heilung von Psychoneurosen zu lesen gab. Hier fand ich wieder die Aufforderung, durch Selbstzucht der Seele zu innerer Ruhe zu kommen, und da ich nun wirklich schon etwas besser geschlafen hatte, so fand ich auch die Kraft, mich selbst etwas zielbewusster in die Hand zu nehmen. Kurz, ich habe nun mit der Periode des bloßen Ausruhens abgeschlossen und angefangen, mich an leichte Betätigung zu gewöhnen. Ich lese jeden Tag, und zwar Kugelgens Jugenderinnerungen, ein warmes, beruhigendes Buch; ich mache keine bloßen

Spaziergänge ohne Ziel mehr, sondern immer zu einem bestimmten Zweck, z. B. trage ich einen Brief nach Warth zur Post, wo er früher fortkommt usw. Ich bekämpfe alle Depressionen durch Ablenkungen. Bald werde ich auch anfangen, etwas zu schreiben; ganz leicht, einige Erinnerungen aus diesem Sommer aufzeichnen. Heute Nachmittag bin ich froh und ruhig, wie schon lange nicht mehr, und wenns auch sicher wieder zu Zeiten anders kommt, so sehe ich nun vorwärts und glaube, über das schwerste hinüber zu sein. Ich bleibe vorerst etwa 10 Tage hier, dann komme ich einmal zu Euch; das weitere wird sich alles finden. Das Schiff wird ja leicht wieder irgend einen Hafen finden. Ein Urlaubsgesuch habe ich eingereicht, das war nötig; denn die Vorstellung, jetzt schon wieder in das Joch zu müssen, hätte mich nur kränker gemacht. Und die volle Arbeitslast wäre wirklich noch zu viel für mich.

Das alles scheint Dir vielleicht noch kleinlich und ängstlich. Aber ich habe mich nun in diesen Monaten genug beobachten können, um zu wissen, daß ich vorsichtig sein muß. Denn mein ganzer Zustand geht eigentlich viel weiter zurück, als ich bis jetzt gewöhnlich angenommen. Alles was mich seit Jahren bedrückt, hat hierin schließlich seine Auswirkung gefunden, vor allem das Eölibat, das Alleinsein und dann auch der Konflikt zwischen Kunst und Beruf. Über alle diese Dinge wollen wir dann einmal gründlich mit einander reden; ich habe zu vieles immer nur allein herumgewälzt. So bin ich schließlich zu einer sogenannten Psychoneurose gekommen, zu einem krankhaften Seelenzustand, zu einem

unentschlossenen und zaghaften Wesen. Aus all dem muß ich jetzt gründlich heraus.

Wenn einmal meine beiden großen Lebensfragen für mich gelöst sein werden, dann erst werde ich ganz gesund sein und in voller Frische arbeiten können. Daran denke ich schon jetzt mit Hoffnung und großer Freude. Ich will ja nichts vom Leben, als daß ich das Beste, was in mir ist, betätigen kann. Das allein heißt leben. Und daß man dazu kommt, das ist jedes Opfer wert, auch eine solche Zeit der Qual und Irrung, wie ich sie nun hinter mir habe. Schließlich wird dies eine tiefe, große Lebenserfahrung sein, aus der ich mit neuen Kräften erwache.

So, liebes Mueti, sehe ich's jetzt an und ich hoffe, ich könne mich in dieser frohen Zuversicht erhalten. Es wird noch auf und ab gehen, aber ich habe nun Mut und Willen einmal gefaßt und will sie festhalten. Das wird auch Dir eine Beruhigung und Freude sein."

Brugg, den 5. Dezember 1917.

Lieber Erwin!

Wie Du siehst, bin ich eben im Sonnenberg. Dein Brief traf mich noch in Entfelden, wo ich 4 Wochen war (bei seinem Freund, Pfarrer M.), mit Unterbruch von 8 Tagen, die ich in Bern zubrachte. Ich habe dort den Dr. von Speyr, Direktor der Irrenanstalt Waldau konsultiert, der mich endlich ganz von dem Wahn geheilt hat, ich sei überarbeitet. Er führt alles auf psychische Spannungen zurück, die durch sehr eingehende Aussprache über alle Erlebnisse und Probleme meines

Lebens bedeutend nachgelassen haben. Ich fühlte mich dabei einige Tage vollständig frisch. Nachher gab es schon Rückschläge, aber es ist doch nun bedeutend besser. v. Speyr riet mir, mich noch psychoanalytisch behandeln zu lassen, doch ist dies noch nicht beschlossen. Seine Art der Besprechung ist etwas ähnliches, nur ohne die eigentliche Analyse; er hat mich von verschiedenen Suggestionen befreit, unter denen ich lebte und seine feine, taktvolle Art hat mir sofort großes Vertrauen eingeflößt. Auf jeden Fall beginne ich nun nach Neujahr mit der Arbeit am Seminar wieder. Jetzt amtiert dort ein Stellvertreter für mich. Ich habe schon jetzt angefangen, Geschichte zu arbeiten. Ich lese Mommsen, Römische Geschichte, und mache Auszüge davon, um so für einen eigenen Geschichtsgang Material zu haben. Denn ich kann immer weniger der herkömmlichen Behandlung folgen und werde immer mehr Gewicht auf die Kulturgeschichte legen. Die Kriege gedenke ich hauptsächlich nur noch in Ursachen und Wirkungen darzustellen, um so für das Positive mehr Zeit zu gewinnen. Aber eben, Du weißt ja, wie es da zu oxsen gibt, um etwas zu erarbeiten, was Hand und Fuß hat. Der Arzt hat mich sehr entschieden in die Schularbeit hineingewiesen. Er sagt, die Frage, ob ich ganz zur Schriftstellerei übergehen solle, sei jetzt jedenfalls nicht zu lösen aus diesem Zustand heraus; also was ich selber schon sagte, aber es tut gut, es auch von andern zu hören. Dagegen werde ich sehr wahrscheinlich versuchen, in Zürich zu wohnen, um nicht mehr in Badener Einsiedlerstimmung zu verfallen.“ — — —

Nach dem Neujahr 1918 nahm Paul Haller die Schularbeit wieder auf und setzte sie ohne Unterbruch fort bis zu seinem Tode. Er fühlte sich nun wenigstens soweit frisch, daß er wieder arbeiten und seine Stelle ausfüllen konnte. Doch war sein Zustand immer noch starken Schwankungen unterworfen, die ihm oft die Arbeit erschwerten. Im Frühling 1918 entschloß er sich dann, dem ärztlichen Rat zu folgen und in eine psychoanalytische Behandlung einzutreten, um sein Übel von Grund auf zu beheben. Fast widerwillig tat er diesen Schritt, und er brachte der Traumanalyse zuerst nur wenig Zutrauen entgegen; dann aber begann sie ihn um so mehr zu fesseln, je tiefer die Behandlung drang. Bald fing er auch selber an, die psychoanalytische Literatur zu studieren, besonders versenkte er sich in die Jung'sche Anschauungsweise und Gedankenwelt.

Eine Psychoanalyse stellt nicht nur an den Analytiker große Anforderungen an Menschenkenntnis, Menschenliebe und Geduld; sie verlangt auch vom Kranken viel Selbstüberwindung. Denn an Hand der Traumanalyse steigt er in die Tiefen der eigenen Seele hinab, durch die Schicht des bewußten Lebens ins Unterbewußte. Und es braucht nicht geringen moralischen Mut, all dem Dunkeln, Verdeckten, Verbotenen, den heimlichen Trieben des Innersten fest ins Auge zu schauen und seine Fehler, seine Schuld, seine Schwäche anzuerkennen. Da sieht er sich oft wie in einem Zerrspiegel. Entsetzliche Gefühle der Nichtigkeit kommen über den Menschen, Momente der Verzweiflung, wo er am liebsten sein Leben wegwerfen möchte. Ander-

seits erlebt er auch wieder Augenblicke höchsten Glückes, innerer Befreiung, die ein Gefühl auslösen, als ob ihm Flügel wüchsen.

Paul Haller wurde die Analyse zu einem tiefen Erlebnis. Jetzt erschien es ihm, als ob er bis dahin kaum er selber gewesen sei; hatte er doch immer in seelischem Zwiespalt gelebt. Nun hoffte er endlich zur innern Einheit zu gelangen, und augenblicksweise mochte er den Zustand des Neugeborensseins auch bereits fühlen. Im Sommer 1919 gestand er mir einmal, daß die letzten zwei Jahre, seit Beginn der Analyse, trotz allem Schweren die schönste Zeit seines Lebens gewesen seien, so reich an innerem Erleben wie nie vorher; und wie es auch ausgehe, so bereue er nicht, diesen Schritt getan zu haben. Denn das Gefühl, daß der betretene Weg gefährlich sei, verließ ihn nie ganz. Und es ist auch so; eine Psychoanalyse schließt immer gewisse Gefahrmomente in sich. Wohl dem, der an den Abgründen, an jenen Augenblicken vollständiger Verzweiflung, glücklich vorbei kommt! Es ist dies vielleicht der Punkt, den die Analytiker zu wenig beachten, nämlich, daß es gilt, solche Momente zu erkennen und den Patienten nicht aus den Augen zu lassen.

So war die Psychoanalyse für Paul Haller nicht nur eine neue Heilmethode für eine Krankheitserscheinung, sondern sie erschien ihm als eine lebenerneuernde Kraft. Ja, er erhoffte in ihr, Hand in Hand mit der innern Gesundung, auch die Grundlage für eine neue, erweiterte und vertiefte Weltanschauung zu gewinnen.



Paul Haller, Selbstbildnis
(Bleistiftzeichnung vom Februar 1919)

In diese Zeit fällt der Tod der Mutter. Seit Frühling 1918 war sie immer hilfälliger und leidender geworden, ohne daß sie ganz ans Bett gefesselt blieb. Mitfühlend hatte sie am Leiden des geliebten Sohnes, das ihr zur tiefsten Beunruhigung gereichte, Anteil genommen. Und wenn er hoffnungsvoll von der Psychoanalyse sprach, so freute sie sich mit ihm, ohne jedoch alles recht erfassen zu können, — wohl auch mit geheimen Zweifeln im Herzen. Bis in die letzten Tage ihres Lebens konnte sie sich noch, trotz häufiger Schmerzen, an der Blumenpracht im Garten ihres Schwiegersohnes erfreuen. Endlich aber erlag sie am 22. September 1918, beinahe 74 Jahre alt, der schleichenden Krankheit, die an ihren innern Organen zehrte, und die sich nachträglich als Krebs erwies. Unter andern Umständen hätte ihr Hinschied Paul Haller in die tiefste Vereinsamung geworfen; nun aber wurde der Schmerz gemildert durch die intensive Beschäftigung mit der eigenen Krankheit und durch die Hoffnung auf Heilung, die ihn damals beseelte. Und doch war ein Band zerrissen, das ihn fester ans Leben geknüpft hatte, als er selber ahnen mochte.

Durch die Lösung innerer Hemmungen trat allerlei Neues zutage. Bis dahin hatte Paul Haller nie zeichnerische Fähigkeiten bewiesen, noch auch je den Drang nach zeichnerischem Ausdruck verspürt. Nur ein reges Interesse an bildender Kunst war ihm stets eigen gewesen. Nun aber fing er plötzlich an zu zeichnen, zuerst rein psychologisch, absichtslos, angeregt durch die Analyse. Doch bald trat er mit dem Stift auch an die

Umwelt heran. Er zeichnete Gegenstände der nächsten Umgebung, seines Zimmers, einen Stuhl, einen Blumenstock, seine Hand, die Aussicht aus dem Fenster, sich selber, seine Freunde. Er empfand es so, daß er auf diese Weise aufs neue von der Welt Besitz ergreife. Am 6. November 1918 schrieb er mir:

„Ich bin Dir schon lange Bericht schuldig und habe Dir auch verschiedenes zu berichten. Zunächst über meine sogenannte Grippe. Seit Mutters Tod hatte ich die Schule aussetzen müssen und jedesmal, wenn ich wieder hingehen wollte, gab es eine Art Rückfall. Der Doktor behandelte mich wirklich auf Grippe, da ich verschiedene Symptome hatte, aber kein Fieber. Mit allem Bettliegen usw. wurde das Übel aber schlimmer, sodaß ich immer mehr vermutete, es sei alles nervös, d. h. psychisch. Und siehe da, mit 2 Analysestunden waren die meisten Symptome weg und die Frische zurückgekehrt. Diese Fälle sind häufig; die Grippeangst verband sich mit den psychischen Hemmungen und erregte die Symptome. Seither bin ich sehr frisch und arbeite tapfer. Und zwar haben wir seit 4 Wochen Ferien, so daß ich ganz mein eigen bin. Ich tue nichts als Zeichnen, und habe große Fortschritte gemacht. Ich bin innerlich gezwungen dazu, ich kann nicht mehr anders; es ist ein Stadium meines Heilungsprozesses, das sich auch in den Träumen ankündete und manifestiert. Ich lerne durch diese Beschäftigung die Welt von der Seite der Sichtbarkeit anfassen statt vom Geistigen aus und so muß sie allmählich mein Eigen werden. Scheint es Dir merkwürdig?

Es ist das, was ich schon vor Monaten in einem ganz momentan entstandenen Gedichtchen voraussah:

Holde Heiterkeit des Lebens,
Tapfern Schreitens, hohen Schwebens,
Findst du nicht im Grübelhaften,
Geisthaft aus dem Nichts Errafften.
Nimm die Welt am andern Ende!
Durch die Arbeit deiner Hände
Wirft du sie zu dir gestalten
Und dein Herz ihr zuentfalten.
Abgewandt vom Eigenleide
Blüht dir der Erneuerung Freude.

Was diese Arbeit der Hände ist, habe ich erst jetzt erkannt. So lerne ich, was ich nie konnte, meinem innern Drang folgen, denke dabei allerdings mit Grauen an die Schule, und bin für die Grippeferien herzlich dankbar. Wie sich das alles lösen wird, weiß ich noch nicht, aber ich gehe nun mit blindem Vertrauen ins Leben hinein. Meine Träume lassen schon deutlich die weitere Entwicklung ahnen. Einer sagte mit verblüffender Klarheit: Die Sexualität wird mich zur Kunst führen und diese zur Religion. Etwas Hemmungen habe ich noch immer, verbunden mit Kältegefühl auf der Brust oder auf dem Rücken, aber ich kann hoffen, daß ich jetzt am letzten Hindernis stehe. Aber ich träume schon vom Sonnenaufgang, die Sonne wird Licht und Leben bringen. Man wird beinahe Mystiker in der Analyse, und doch ist alles so klar und zwingend.“

Seit Beginn der analytischen Behandlung wohnte Paul Haller in Zürich, und zwar im selben Haus wie

einst mit mir, in Nr. 9 der neuen Beckenhofstraße. So war es ihm wohlher als in Baden, wo er sich einsam gefühlt hatte. In Zürich fand er auch den geistigen Verkehr, der ihm zusagte und allerlei Anregung brachte. Doch suchte er nicht Anschluß an die Schriftstellerkreise, da ihn von jeher das Klüngelwesen des offiziellen Literaturbetriebs abgestoßen hatte, sondern er hielt sich an Maler, Bildhauer und Musiker. Er fand Anschluß an den Kreis, der sich um seinen Vetter, den Bildhauer Hermann Haller, gesammelt hatte, und der sich damals regelmäßig an gewissen Abenden im Restaurant Schneebeli am Limmatquai traf. Die Maler Karl Hofer, Wilfried Buchmann, Franz Wiegele, der Bildhauer Alphons Magg und der Komponist Othmar Schoeck gehörten ihm an. Von ihnen standen Buchmann, Wiegele und Magg Paul Haller am nächsten. Im Atelier Maggs begann Paul Haller nun auch Akt zu zeichnen. Auch die menschliche Gestalt wollte er sich zu eigen machen, und es ist erstaunlich, welche tüchtigen Leistungen der scheinbar ungebildete und gänzlich ungeschulte in kurzer Zeit hervorbrachte.

Am 11. Februar 1919 schreibt er mir:

.... „Ich war inzwischen in Bern, am letzten Donnerstag, an der Hauptprobe von Marie und Robert. Am Samstag war die Aufführung. Für die Alte mußte schließlich Frä. St. von Narau einspringen und hat auch weitaus am besten gespielt. Die Aufführung zeigte keine intensive Arbeit; G. läßt die Leute einfach machen wie sie wollen; es besteht keine straffe Regie. Die Folge

ist, daß der Zusammenhang fehlt, auch wo gute Einzelleistungen sind. Von den 3 Aufführungen war diese die schlechteste. Vom Stück selbst habe ich jetzt, wo ich ihm immer objektiver gegenüberstehe, immer noch den Eindruck großer dramatischer Kraft. Dies hat mir Mut gemacht. Ich kann die Zeit fast nicht erwarten, wo ich wieder poetisch schaffen kann, und doch heißt's wohl noch lange Geduld haben. Ich bin noch immer stark am Zeichnen und mache Fortschritte. Auch meine psychologischen Zeichnungen weisen eine starke Entwicklung auf. Aber es zeigen sich immer noch Hemmungen, und in den Träumen gibt's noch Schmutz, der zu entfernen ist. Oft aber lebe ich schon in großer Freude. Im ganzen geht es gut vorwärts. Was will ich mehr?“

Die Dichtung der letzten Jahre

Zwar hat Paul Haller in diesen letzten 3 Jahren an Zahl nur wenig fertiges hervorgebracht, nur Lyrik, stockte doch während der Analyse die Produktion zeitweise ganz. Trotzdem stand das dichterische Schaffen im Vordergrund seines Interesses. Die wenigen Proben, die erhalten geblieben sind, beweisen, daß mit der innern Veränderung auch eine Wandlung der poetischen Produktion Hand in Hand ging.

Bis jetzt war seine Lyrik stets der unerfüllten Sehnsucht und dem Zwiespalt entsprungen. Jetzt aber hoffte er zu innerer Einheit zu gelangen, und daraus würde auch eine neue, lebenbejahende Dichtung erwachsen. Noch vor Beginn der Psychoanalyse, während des langen Urlaubs, schrieb er mir am 2. Oktober 1917 von Klosters aus:

„Wenn ich für mich an diesen Träumen (nämlich den poetischen) festhalte, so geschieht es keineswegs in der Meinung, ich habe bis jetzt etwas Großes gegeben. Aber gerade, weil ich die Kunst für etwas Gewaltiges halte, sinkt unsere gewöhnliche Tagesproduktion für mich in ein Nichts zusammen, und ich fühle dann, daß ich nach etwas größerem und wahrerem strebe als die meisten heutigen, die sich Dichter nennen. Mit wenig Selbstvertrauen, aber mit starkem Trieb vorwärts zu kommen. Ich war nie bescheidener, als wenn ich einmal etwas Lebendiges in mir entstehen fühlte. Ich fühlte im Ge-

genteil immer stärker die Verpflichtung, mit ganzem Ernst dahinter zu gehen. Wenn dies eine Täuschung ist — dann ist allerdings mein Leben verdorben.“ Und einige Monate später, als er die Schularbeit wieder begonnen hatte:

„Ich habe 14 Tage Schule hinter mir; es geht ordentlich, ich muß nur arbeiten wollen. Aber hier liegt das punctum saliens, ich hänge mit allen Gedanken an der Poesie und bringe für die Schularbeit immer noch zu wenig Interesse und Ausdauer auf. Seit es mir besser geht, beschäftigen mich viele neue Pläne, viele alte versinken, aber das ist ja das Gute und der Beweis, daß ich noch nicht tot bin. Auch meine Lyrik ist in ein neues Stadium getreten, aus welchem vielleicht doch noch ein genießbarer Wein herausschäumt.“

Von Ende 1916 bis Sommer 1919 entstanden einige Gedichte, in denen sich das Neue ankündigte, inhaltlich und formal. Die Stimmung drückt sich manchmal mit nie dagewesener Wucht aus, wie etwa in den 2 Föhnsnetzen, oder im „Geist im Sturm“. Hier ist auch der Bogen wieder hinübergespannt zum religiösen Weltempfinden.

Fast alle diese Gedichte tragen den Charakter des Symbolischen. Aus persönlichstem Erleben heraus gewachsen, sprengen sie den Ring des kleinen Ich; der Einzelfall erhebt sich ins allgemeine, jedoch ohne zur blutleeren Abstraktion zu werden. In einigen herrscht das Gefühl tiefster Verlassenheit vor; öfters aber kommt nun auch der Aufschwung, das Bejahende zum

Ausdruck. Jetzt gelingen dem Dichter auch einige Liebesgedichte von starker Eigenart. —

An die strahlende Sonne.

Laß mich dir danken, du strahlende Sonne,
Für deines Lichtes unfassliches Wohltun,
Du schaffende Seele der steinernen Welt!

Nimm deiner Kinder beschämtes Opfer,
Nimm Stammeln für Lieder, nimm Lieder für Taten,
Und Frohsinn des Lebens für männlichen Dank.

Und laß mich erkennen das Bild deiner Güte
Im Auge der Frauen. Sie trösten und lächeln
Und strahlen wie du in die Nächte des Jammers,
Sie öffnen die Blüte der keimenden Taten,
Sie leiten in jubelnde Gassen der Freude
Und legen die kühlen, zärtlichen Hände
Auf glühende Häupter.

Und laß mich dir danken, wenn einmal aus blauem
Verschleiertem Antlitz dein Strahl mich berührte,
Sich einmal das Wunder der Wahrheit bequeme:
Die Sonne verschlossen im Ring eines Auges
Und zwischen zwei schattige Wimpern gebannt.

(Gedichte S. 79.)

In einer andern Reihe wieder drückt sich als ein Neues das Erlebnis menschlicher Bruderschaft aus. So schildert er im „Kaffeehaus“ die Halbwelt, von der einen Moment lang die Maske der Oberflächlichkeit abfällt. Eine kurze Welle verbindenden, ewigen Seelenlebens

durchpulst den Saal, herausgetreten aus dem sonnigen Lachen eines Kindes.

Und im „Bilderbuch“ ein ähnliches Erlebnis: Die durch den Tand eines reichen Ästhetenlebens vom wahren Sein abgesperrte Frau findet bei einer armen Kranken Erlösung, wie ihre Seelen sich berühren.

Diese innere Verbundenheit aber über alle Schranken hinweg wird dem Dichter im Kunsterlebnis zuteil und findet ergreifenden Ausdruck in dem Gedicht „An eine Sängerin“, das aus dem Sommer 1918 stammt.

An eine Sängerin.

Steh! Weile! Blick in meine Seele herüber!
Frage mich, frage: Was ist dein Gesang?
Ich will's dir sagen, du Fernhergekommne,
Die vor sich selbst, wie ein Kind vor der Blume,
Zitternd steht und des Rätsels nicht klug wird.

Dein Gesang ist der Stern, den die Forscher nicht fanden,
Weil er aufstrahlt zwischen den Grenzen der Tage
Und zwischen den Räumen, die Nachbar sich grüßen.
Dort glänzt er den Blinden, ein Wundergestirn.

Wem Gott gab, ohne Augen zu sehen,
Hebt, erst geblendet, sein Haupt schon Kühner,
Staunt froh erwacht in funkelnde Helle,
Fühlt heiß erschrocken, zum Himmels Scheitel
Emporgerissen, sich selbst schon brennen
Von reinen Gluten. Herüber, hinüber

In klingendem Wettwurf ein Lanzengeflimmer,
Tausch goldener Strahlen. Er selbst ward zum Stern.
Verwesliche Tiefe ruht dunkel. Dort oben
Glüht, trunken am ewigen Quell, die Gemeinschaft.
(Gedichte, S. 88)

Der selben Sängerin ist auch folgender Brief gewidmet:

19. August 1919.

... Ich bin dankbar, in Ihnen eine Sängerin zu kennen, welche ihre ganze Seele in ihre Kunst legt oder besser, die mit dem höchsten seelischen Ernst an das Kunstwerk herantritt. Denn alles in die Kunst zu legen, daran müsste der Mensch zugrunde gehen und damit schließlich auch die Kunst. Damit bin ich schon bei etwas angelangt, was mich, seit wir uns sahen, sehr beschäftigt hat und was einen wichtigen Teil meiner Analyse bildet. Ich habe letztes Jahr kurz nach unserer Bekanntschaft die Poesie ganz aufstecken müssen (die Verse an Sie waren das Letzte), weil es zunächst viel menschliche Konflikte zu lösen gab, die vor aller Kunst stehen. Damals meinte ich ja schon etwas erreicht zu haben, und nun erst nach einem Jahr schwerer Arbeit an mir selber fängt sich die Kunst wieder an zu zeigen und gebieterisch zu werden. Ganz langsam komme ich nun wieder zum Arbeiten, reden davon kann ich noch nicht. Nur so viel, daß wir uns eben darin immer verstehen werden, daß alle Kunst aus dem Innersten fließen muß, weil sie eine todernste Sache ist. Ihr Gesang („Er ward zerschlagen“) ist mir noch jetzt ein reines Symbol solcher Kunstauffassung.

Bitte, schreiben Sie mir doch wieder von Ihren Studien und Erfolgen und Kämpfen; am liebsten aber hätte ich Sie hier, um Ihnen viel zu sagen, leider noch nicht von meiner neu erwachsenden Kunst, aber von meinen seelischen Wandlungen, die zu jener die Vorbedingung sind.

Mächtig hat auch das Zeichnen zu meiner Gesundung beigetragen. Den Winter durch bis weit in den Früh-sommer habe ich hauptsächlich weiblichen Akt gezeichnet. Dann verließ mich der Trieb überhaupt, und jetzt zeichne ich männliche Akte. Ich habe ziemliche Fortschritte gemacht, aber da ich damit auch kritischer geworden bin, könnte ich noch kaum etwas zeigen. Auch viele sogenannte psychologische Zeichnungen habe ich gemacht, als Teil der Analyse. Dabei zeichne ich unbewußt, und die entstehende Figur ist ein getreues Abbild des Seelenzustandes.

Liebe E..., was ich da seit 1 1/2 Jahren innerlich durchgelebt habe, das ist eigentlich ein reines Wunder. Man steigt in Tiefen hinab, die man kaum geahnt und findet in sich alles Menschliche, das Gute und Schlechte, fühlt schließlich aus dem Chaos heraus etwas Neues, Unzerstorbbares wachsen, eine innere Sicherheit und Klarheit, gewinnt Zutrauen und Kraft und den festen Willen, sich seinem Schicksal zu unterwerfen, seine Lebensaufgabe aber mit höchstem Ernst anzupacken. Wer das nicht durchgemacht hat, kann sich gar nicht vorstellen, was für ein menschlicher Wert in solcher Arbeit an sich selbst liegt. Und ich möchte Ihnen so gerne nun einmal mündlich davon reden.

Mit der Schule habe ich mich viel besser abgefunden.
Vorläufig gibt es für mich nichts anderes, als im Beruf bleiben; in der Zukunft liegt ja vielleicht etwas anderes — aber erzwingen läßt sich nichts. Ich habe nun den Weg gefunden, den Schülern menschlich viel näher zu treten und habe dabei manche schöne Freude.“

Etwas von dem, was er in der Psychoanalyse erlebt hatte, gestaltete Paul Haller in dem Gedicht „Selig glaubst du dich, Mensch“:

Selig glaubst du dich, Mensch,
Leidiger Sehnsuchtsnarr,
Der die Geißel der Unrast
Wütend schwingt auf sich selbst,
Aufgeblasen zum Gott,
Sich selbst zum blutigen Opfer peitscht;
Dem kein Bett in den Wolken,
Kein Ruheplatz winkt in der Tiefe,
Draus nicht die brennende Jagd
Mit bellender Meute sich selbst heßt —
— Selig, wenn von der Flur
Sonniger Kindheit ein Strahl
Tröstlich herüber irrt,
Wenn auf des Mannes Stirn,
Die Brände zu kühlen,
Tau deiner kindlichen Nächte fällt.
Trug und Verhöhnung dein Trost.
An schwarzer Kette geboren,
Naht die schwärzeste Stund,
Da der spiegelnde Brunnen,

Müde des täuschenden Spiels,
Deinem fragenden Blick
Ungeheuer entgegen speit
Und eisiges Wahrbild.

Grausend schrickst du hinweg,
Heimatlos,
Die Wüste dein Ruheplatz.
Disteln starren und Kaktus,
Dein Fuß tritt in Dornen,
Schlangen lauern geballt,
Um dich stählernes Schweigen,
In dir glühende Augen,
Wahrheit und — Ende.

Hör' ein Geheimnis: im Ende
Regt sich der Anfang.
Hinter brechenden Wolken
Wölbt sich silberne Bläue,
Es wallt in der Tiefe, die Wüste
Staunt lachend auf springende Quellen.
Es keimen die Breiten,
Es grünen die Weiten,
Hoch kämpft ein junger Flötenton —
Ein Kinderjubiläum schlägt sich Bahn;
Aus grünem Kreis brichts toll heran,
Ein schlankes Glied, ein junger Mund,
Ein tausendfach bewegtes Mund,
Und aus dir selber klingt's und schreit
Wie nie verwelkte Ewigkeit:

Es ging ein Kind verloren;
Nun schlägt es neu geboren
Zu Leid und Glück und Kämpferlauf
Die ungetrübten Augen auf.

(Gedichte S. 86.)

An diesem Gedicht läßt sich auch der Formwandel, den Paul Hallers Lyrik durchgemacht hat, deutlich ablesen. Früher verwendete er vorwiegend Reim und Strophenform. In den letzten Gedichten aber ist diese meistens gesprengt; die Verse nähern sich der losesten Form, den freien Rhythmen. Auch der Reim stellt sich ohne Regel ein, wenn die Gefühlssteigerung ihn verlangt. So gehen hier Dichtung und Leben Hand in Hand: Die alten festen Formen verlieren ihre Wichtigkeit; von innen heraus muß er sie neu schaffen. — Die Sprache aber hat an Ausdruckskraft gewonnen, stellt allerdings auch größere Anforderungen an das Verständnis, weil sie gedrängt und oftmals symbolisch ist. Die äußere Welt ist dem Dichter zum Sinnbild der innern geworden.

Der Zusammenbruch

Paul Haller hat in den Gedichten der letzten Jahre die Ahnung dessen gestaltet, was hätte werden können. Doch das Leben selber gewährte ihm die Verwirklichung nicht. Denn als der Weg ins Freie zu führen schien, auf die Höhe, wo der Horizont sich weitet, da brach er jäh ab.

Bis zum Herbst 1919 war die Psychoanalyse befriedigend verlaufen; der Kranke schaute im ganzen hoffnungsvoll in die Zukunft. Dann aber traten Störungen ein; er hatte das Gefühl, nicht mehr vom Fleck zu kommen, und schließlich wechselte er die Behandlung. Nachdem er zuerst beim neuen Analysator, dem von ihm als höchste Autorität verehrten C. G. Jung, rasche Fortschritte zu machen glaubte, kam er auf einmal zur Erkenntnis, daß er sich getäuscht habe und noch lange nicht da stehe, wo er vermeint hatte. Denn er glaubte, er könne gemäß der Theorie auch bei sich selber den Grad der seelischen Entwicklung genau feststellen. Nun stürzte er aus allen Himmeln. Es kam eine entsetzliche Hoffnungslosigkeit über ihn. Er spann sich in Einsamkeit ein, fand er doch keinen rechten Gefühlszusammenhang mehr mit den Menschen. Selbstmordgedanken traten schon im Herbst 1919 an ihn heran; doch überwand er sich immer wieder zum Leben. Immer noch hoffte er, die Krisis zu überstehen, und dann sei gewonnenes Spiel. Er glaubte unbedingt an die Geset-

mäßigkeit der seelischen Entwicklung, gemäß der Jung'schen Psychologie. Doch wirkte dieser Glaube so, daß er schließlich wie ein Zuschauer dem Kampf der zerstörenden und erhaltenden Kräfte seines Innern gegenüberstand. Das Ich, das sich sonst ans Leben klammert, war wie ausgelöscht, der Lebenswille erschlafft. Er fühlte sich der fatalen Entwicklung ausgeliefert, ohne irgend etwas dazu tun zu können. Und doch raffte er sich immer wieder auf, glitt aber stets von neuem zurück in den Zustand der Verzweiflung. Es sei, sagte er einmal, wie wenn er sich an seinen eigenen Haaren aus einer Grube heraus heben müßte.

Am 3. Dezember 1919 schrieb er mir:

„Seit zwei Monaten habe ich jetzt in einem oft fürchterlichen Zustand gelebt. Diese Zeit liegt wie ein Traum hinter mir, ich vergesse sehr viel davon, weil ich eben im Unbewußtsein lebte. Meine naive Auffassung der Analyse habe ich damit überwunden; ich habe mir ja alles viel zu leicht gedacht und in kindischer Weise aus schönen Traumgestalten auf vollendete innere Entwicklung geschlossen. Dr. Pf.¹ ist sehr gut, mir die Infantilität dieser Auffassungsweise klarzumachen und mich ans Leben heran zu führen. Er hat sich auch sehr nett meiner angenommen.“

Ferner am 23. Januar 1920:

„Über meinen Zustand ist es schwer Auskunft zu geben. Meine ganze Geschichte seit Herbst war zunächst eine notwendige Korrektur der intuitiven Analyse, die

¹ Dr. Jung hatte ihn inzwischen einem Mitarbeiter zur Behandlung überwiesen.

Frl. M. mit mir getrieben hatte. Das zeigte sich immer klarer, indem die abbaueude Linie deutlich hervortrat. Das kennt eben D.² nicht; in Jungs Analyse aber kommen ähnliche Erlebnisse vor; nur beugt er ihnen, wenn er die Patienten von Anfang an hat, vor. Bis nach Neujahr war also alles auf dem guten Weg trotz der haarsträubenden Zustände, in denen ich oft war. Nun zeigte sich auch deutlich die neue aufbauende Linie an. Aber es gab nun Verwicklungen, die ich Dir ohne lange Auseinandersetzungen nicht erklären kann. Denn hier handelt es sich nun eben um Kenntnis des unpersönlichen Unbewußten, das D. leugnet. Wenn er erlebt hätte, was ich, so würde er anders reden. Kurz, ich bin noch jetzt in schlimmer Lage, und zwar ist dies nun nicht mehr als normal zu bezeichnen. Aber bitte, sprich mit niemandem davon.

Dr. Pf. bin ich zu großem Dank verpflichtet. Er hat mich in sehr schleimem Zustande angenommen und sich mit großem Verständnis und ganzer Hingabe mir gewidmet. Wenn etwas falsch und schlimm geht, so ist es nicht seine Schuld. Seine ganze Art der Analyse halte ich für das einzig richtige. Wäre ich von Anfang an bei ihm gewesen, so wäre es anders gekommen.“

Auf diesen Brief hin erfaßte mich eine starke Beunruhigung, und ich schrieb meinem Bruder sofort, worauf, vom 31. Januar datiert, folgende Antwort eintraf:

„Auf Deinen Brief kann ich Dir schwer so antworten, daß Du verstehst, was ich meine. Ich sagte Dir, daß

² Dr. H. Dezeret, über dessen Art psychischer Behandlung wir damals brieflich diskutierten.

das, was ich erlebte, notwendig sei, d. h. doch, daß es im Rahmen des normalen Ganges der Analyse liegt. Was ich bei den Patienten D.'s immer sah, ist gerade das, daß sie eine Entwicklungslinie des analytischen Prozesses nicht kennen. Analyse ist Aufdeckung einer innern Gesetzmäßigkeit. Das ist ja gerade ihr Sinn. Nun zeigt sich bei mir diese Entwicklungslinie immer deutlicher. Dabei bin ich allerdings oft in sehr schlimmen Zuständen. Aber darauf kommt es viel weniger an als auf die Tatsache des Fortschreitens. Du darfst also nicht nach meinem jetzigen Zustand die ganze Jung'sche Analyse beurteilen. Denn diese geht, weil sie tiefer geht, als jede andere, oft durch Jahre schwieriger Entwicklung und oft durch sehr schwere Geburtswehen.

Ich bin ja zum Teil selbst schuld, daß Du es falsch aufgefaßt hast, weil ich immer wieder in Zustände gerate, wo ich keinen Weg mehr sehe, und dann habe ich geschrieben, bevor ich wieder klar sah. So das letzte mal, wo ich von anormaler Entwicklung schrieb. Das war falsch. Mein Zustand wechselt eben nicht nur täglich, sondern fast stündlich. Ich werde darum längere Zeit weder mehr davon schreiben noch reden, bis ich einen festen Boden unter den Füßen gewonnen habe. Aber Du kannst erwarten, daß ich noch Monate lang, vielleicht länger, schwere Zeiten habe.

Wegen Todesgedanken brauchst Du nicht mehr Angst zu haben; das hat sich ausgelebt. Seit Herbst waren sie immer da, bis nach Neujahr.

Herzlichen Gruß

Paul."

Nach diesem ausführlichen Schreiben erhielt ich nur noch einmal, am 19. Februar 1920, einen kurzen Brief mit dem lakonischen Nachsatz: „Von mir kann ich nichts Gutes schreiben.“ Und doch hoffte ich immer noch, daß schließlich der Lebenswille siegen und daß der Kranke sich zur Gesundung durchkämpfen werde.

Fast verwunderlich ist es, daß Paul Haller bei diesem Seelenzustand seinen Dienst in der Schule ohne Unterbruch zu versehen imstande war. Zwar merkten die Schüler gelegentlich wohl, daß es um ihren Lehrer nicht gut stand. Im Unterricht, zu dem er seine Kraft immer wieder zusammenraffte, las er in der letzten Zeit mit Vorliebe die Werke Heinrich Kleists, mit dessen tragischem Schicksal er eine innere Verwandtschaft spürte. In jenen letzten Monaten zog der Kranke sich immer stärker von den Menschen zurück; die Schule hauptsächlich war es, die ihn noch in Verbindung mit dem Leben hielt.

Allmählich aber erlahmte seine Widerstandskraft gegen die Vernichtung, die von innen kam. Immer stärker bemächtigte sich die Hoffnungslosigkeit seiner kämpfenden Seele. Auch beim Arzt fand er keine dauernde Hilfe mehr. Er verzweifelte schließlich daran, seinen „Trieb leben und auch wieder dichten zu können“,¹ wie er in seinen letzten Zeilen sagt, und damit verlor das Leben jeden Wert für ihn. — Am 9. März 1920 wurde er noch auf dem Aaresteg zu Vogelsang-Lauffohr angetroffen, von wo aus die Kirche von Meim besonders

¹ „Trieb“ hier allgemein als Lebenstrieb, Libido, nach Jungs Ehermiologie zu verstehen.

gut sichtbar ist. In der darauf folgenden Nacht aber raffte er seine letzte Willenskraft zusammen, um ein Ende zu machen. Seinen kurzen Abschiedsworten fügte er die Nachschrift bei: „Ich glaube aber heute so fest an die Jung'sche Analyse wie vorher. Daran kann mein Unglück nichts ändern; denn es ist eine unbedingte Wahrheit —.“

Paul Hallers Asche ruht zusammen mit den Gebeinen seiner Mutter auf dem Friedhof zu Brugg.

Inhalt

Vorwort	5
Jugendzeit	7
Studienzeit	34
Kirchberg — Im Pfarramt	72
Wieder Student	112
Der Dichter	127
Chiers — Im Lehramt	145
„Marie und Robert“	175
Rückkehr in den Aargau — Wettingen	191
Die Krankheit	196
Die Dichtung der letzten Jahre	214
Der Zusammenbruch	223

**Verzeichnis der Dichtungen und Abhandlungen
Paul Hallers**

's Juramareili (Verlag H. N. Sauerländer & Co., Aarau 1912)

Marie und Robert, Schauspiel in drei Akten, Mundart,
(Verlag A. Francke, Bern 1916) [3. Z. vergriffen]

Unter der Treppe, Erzählung, Brugger Neujaarsblätter 1916
(Verlag Effingerhof Brugg)

Gesammelte Gedichte, herausgegeben von Erwin Haller
(Verlag H. N. Sauerländer & Co., Aarau 1922)

Prof. Dr. Franz Fröhlich, Brugger Neujaarsblätter 1914
(Verlag Effingerhof Brugg)

Pestalozzis Dichtung (Verlag Drell Füßli, Zürich 1914)
